

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire =
Rivista storica svizzera

Band: 64 (2014)

Heft: 2

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizergeschichte / Histoire suisse

Heinrich Bullingers Briefwechsel, Bd. 15: Briefe des Jahres 1545, bearbeitet von Reinhard Bodenmann, Alexandra Kess und Judith Steiniger, Zürich: TVZ-Verlag, 2013, 746 Seiten.

Seit dem Jahre 1973 erscheinen die Bände des Heinrich-Bullinger-Briefwechsels, der einer der bedeutendsten und vielfältigsten Quellen für die Geistes-, Sozial-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte des 16. Jahrhunderts darstellt. So umfasst doch der noch erhaltene Briefwechsel Heinrich Bullingers rund 12 000 Briefe, übertrifft also Philipp Melanchthon mit einer Korrespondenz von 10 000 Briefen bei weitem. Das monumentale Editionsprojekt wird vom Institut für Schweizerische Reformationgeschichte an der Universität Zürich verantwortet und vom Schweizerischen Nationalfonds sowie von der Zürcher Landeskirche finanziert.

Der 15. Band des Heinrich-Bullinger-Briefwechsels übertrifft die vorangehenden Bände ein weiteres Mal, einerseits vom Umfang, andererseits von der qualitativen Gestaltung her. Während die Bände bis zum Jahr 1543 die historisch-kritische Edition von 100 bis 200 Briefen pro Jahr umfassten, beinhaltet der Band zu den Briefen des Jahres 1544 bereits 227 Briefe und derjenige zum Jahre 1545 gar deren 259. Dabei ist es augenfällig, dass manche Briefe von überdurchschnittlichem Umfang sind, so dass die Bearbeitungszeit weit aufwendiger war. Dazu kommt eine qualitative Veränderung gegenüber allen früheren Bänden: Um die Briefe einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wird ihr Inhalt erstmals nicht mehr in regestartiger Weise, sondern anhand von ausführlichen Zusammenfassungen dargestellt. Dies soll vor allem dem Umstand Rechnung tragen, dass heutzutage nur noch wenige Benutzer die Möglichkeit haben, lateinische und frühneuhochdeutsche Quellen zu lesen. Der Anmerkungsapparat orientiert sich an den bisherigen Gepflogenheiten; geboten wird einerseits ein Apparat mit sprachlichen, textkritischen und editorischen Hinweisen, andererseits der zweite Apparat mit den zum Textverständnis notwendigen Angaben sowie weiterführenden Literaturhinweisen.

Von den 259 Briefen des Jahres 1545 werden deren 42 nur anhand einer Zusammenfassung dargeboten, da sie in gut zugänglichen Quellen und in ausreichender Qualität bereits ediert worden sind. Insgesamt wurden 68 Briefe in Zürich verfasst, sind also von Bullinger selbst, und 191 Briefe wurden nach Zürich geschickt, wobei 81 Briefe aus Deutschland, 84 aus der Eidgenossenschaft stammen. Weiter kamen Briefe aus Frankreich, den Drei Bünden und ihren Untertanenlanden, Holland, Mähren, Italien usw. Beherrscht wird der Briefwechsel des Jahres 1545 – insgesamt sind 80 Korrespondenten in den Briefwechsel mit Bullinger involviert – von Ambrosius Blarer (Konstanz), Johannes Gast (Basel), Oswald Myconius (Basel) und Joachim Vadian (St. Gallen). Bemerkenswert ist es aber, dass 28 neue Korrespondenten auftauchen. Dies ist sehr wohl auch ein Hinweis darauf, inwiefern Bullinger seit dem Erscheinen des *Wahrhafften Bekantnuß der dieneren der kilchen zu Zürych* (1545) die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Manche der

neuen Briefschreiber sollten später zu besonders wichtigen Korrespondenten werden. Es ist dabei speziell hinzuweisen auf den Berner Johannes Haller, auf Johannes Schmid von Bergheim alias Fabricius Montanus, der später in Chur Antistes war, auf Georg Frölich aus Thüringen und schliesslich auf Agostino Mainardo, der als Pfarrer von Chiavenna zum treuen Berichterstatter über die Reformation südlich der Alpen wurde.

Von den 259 Briefen erscheinen deren 149 im vorliegenden Band erstmals in Druck, d.h. dass sie grösstenteils unbekannt bzw. kaum zugänglich waren. So offenbart der Briefwechsel in verschiedenen Bereichen neue Einzelheiten und Erkenntnisse. Er erlaubt beispielsweise differenziertere Erkenntnisse über die Beziehungen zwischen Zürich und Basel – sind doch 44 Briefe in Basel abgefasst. Verständlich, dass die bislang ungedruckte Korrespondenz Bullingers mit dem Basler Antistes Oswald Myconius (15 Briefe) und Diakon Johannes Gast (20 Briefe) ganz neue Details zur Amtsenthebung Gasts im Jahre 1545 offenbart. Aber auch der vor mehr als 100 Jahren von Emil Arbenz herausgegebene Vadian-Briefwechsel erfährt durch den neuen Band Bereicherung. So wird ein Brief Vadians an Bullinger (Nr. 2288) – das Autograph liegt in Breslau – gedruckt, der bislang nicht nur ungedruckt, sondern auch unbekannt war. Das Beispiel illustriert, dass sich die unermüdliche und hartnäckige Detektivarbeit ehemaliger und jetziger Mitarbeiter des Heinrich-Bullinger-Briefwechsels als äusserst verdienstvoll erweist. Das sehr ausführliche, aber ungemein hilfreich gestaltete Register weist in dieselbe Richtung: Unter den einzelnen Personen und Ortschaften finden sich gewissermassen neue kleine Register, so dass beispielsweise die Bezugnahme auf eine Schrift von Johannes Cochläus, die Erwähnung der Gattin Gwalthers, die Berufung auf den Reichstag von Regensburg oder ein Hinweis auf die Wittenberger Konkordie leicht auffindbar sind. Dieses Register steigert den Wert des Bandes in nennenswerter Weise – verschafft es doch den Zugang zu den vielen bislang unbekanntem und verborgenen Schätzen. So erfahren wir von bislang kaum bekannten Flugschriften zum Kölner Reformationsversuch (Nr. 2149), von Biblianders Überlegungen, Zürich zu verlassen (Nr. 2189), oder von dem genauen Erscheinungsdatum von Calvins in Strassburg bei Wendelin Rihel gedrucktem lateinischen Katechismus (Nr. 2231).

Es liegt in der Natur der Sache, dass im Rahmen einer Rezension der Wert einer solchen Editionsarbeit nicht angemessen gewürdigt werden kann. Offenbart doch jeder aller edierten Briefe eine «eigene Welt», in der sich eine Fülle von Informationen, Ereignissen und Absichten verdichten. Umso verdienstvoller ist es da, dass der Hauptbearbeiter Reinhard Bodenmann eine sehr umfangreiche Einleitung, in der auch ein thematischer Überblick der in dem Band angesprochenen Fragen gegeben wird, verfasst hat (S. 15–41), dank der es jedem geneigten Leser gelingt, in die faszinierende und unbekanntere Welt der neu edierten Briefe einzutauchen. Es kann darum nur ermutigt werden, die vielen Schätze des neuen Bandes des Heinrich-Bullinger-Briefwechsels selbst zu entdecken.

Jan-Andrea Bernhard, Castrisch

Werner Ort, **Heinrich Zschokke 1771–1848. Eine Biografie**, Baden: hier + jetzt, 2013, 720 Seiten, 90 Abbildungen.

In der Zeit des Übergangs von der alten Eidgenossenschaft zur modernen Schweiz war Heinrich Zschokke ein hervorragender Förderer des schweizerischen Nationalbewusstseins. Seine «Schweizerlandgeschichte für das Schweizervolk»

ist die wohl am meisten gelesene und einprägsamste Darstellung der Schweizer Geschichte, die es je gab. Bis zu seinem Tod wurde sie siebenmal neu aufgelegt und danach von seinem Sohn Emil in erweiterter Form noch zweimal neu herausgegeben. Neben diesem historischen Hauptwerk zeugt eine sehr grosse Zahl unterschiedlichster und zum Teil schon im Jünglingsalter entstandener Schriften von seiner Produktivität und republikanischen Gesinnung. Philipp Albert Stapfer, der Kulturminister der revolutionären Helvetischen Republik von 1798, erkannte Zschokkes Talent und machte den Deutschen, der erst kurz zuvor Schweizer geworden war, zum Leiter des helvetischen Büros für Nationalkultur. Zschokke entfaltete eine rege propagandistische Tätigkeit. Seine grösste Wirksamkeit erreichte er allerdings erst später als prominenter Bürger des Kantons Aargau. Dort, in seiner Wahlheimat, war er politisch, administrativ und vor allem schriftstellerisch tätig und wurde zum Stammvater einer Familie, die bis heute viele Gelehrte, Architekten, Bauunternehmer, Künstler und Schriftsteller hervorgebracht hat.

Geboren wurde Zschokke als Sohn eines Tuchmachers in Magdeburg. Nach einer nicht reibungslos verlaufenen Schulzeit wurde er als Sechzehnjähriger Hauslehrer bei einem Buchdrucker in Schwerin. Nebenher schrieb er volkstümliche Erzählungen, wurde dann Autor einer Wanderbühne und nannte sich «homme de lettres». Mit 19 Jahren ging er an die Universität Frankfurt an der Oder, wo er beim liberalen Theologen und Philosophen Gotthilf Samuel Steinbart im Eiltempo studierte und doktorierte. Mit 21 Jahren war er Privatdozent. Auf einem Urlaub in seiner Heimatstadt Magdeburg bekam er Gelegenheit, die Kanzel zu besteigen und als Prediger sein rhetorisches Talent zu üben. Zum Pfarrer fühlte er sich aber nicht berufen. Er war kein frommer Christ, eher ein Freigeist und Moralist. Später sollte er in Aarau eine Freimaurerloge gründen.

1796 wurde Zschokke Lehrer am renommierten Seminar Reichenau in Graubünden und bald schon dessen Direktor. Er schrieb ein Lehrbuch für die Volksschule und wollte, dass es auf Romanisch übersetzt werde, weil dies die eigentliche Sprache des Volkes sei. Doch das Ende der alten Eidgenossenschaft im Jahr 1798 führte ihn auf andere Wege. Er schloss sich der helvetischen Revolution an. Weil er die Rache der Bündner Aristokraten zu fürchten hatte, floh er nach Aarau, der ersten Hauptstadt der Helvetischen Republik. Er erhielt das helvetische Bürgerrecht und wurde, wie schon erwähnt, Leiter des Büros für Nationalkultur. Nach der gewaltsamen Niederwerfung des innerschweizerischen Widerstands gegen das von Frankreich gestützte Regime schickte ihn die helvetische Regierung als Regierungskommissär nach Stans. Dort betreute Pestalozzi, ebenfalls im Auftrag der helvetischen Regierung, eine grosse Gruppe von Waisenkindern. Ein enges Verhältnis zwischen den beiden entstand nicht. Zschokke widmete sich allgemeinen administrativen Fragen, bekämpfte die Bettelei und versuchte, in Obwalden die Tuchmacherei einzuführen, die er von seinem Vater her kannte. Das nötige Geld fehlte, seine Pläne liessen sich nicht verwirklichen.

Die Mediation beendete die revolutionäre Phase der Helvetik. 1804 wurde Zschokke im Kanton Aarau zum Oberforst- und Bergrat ernannt, 1810 wurde er kantonaler Oberforstinspektor. In dieser Zeit gründete er eine Gerberei und ein Handelshaus für Leder. In dieser Sparte vermochte er sich aber nicht zu behaupten und verlor viel Geld. Dass er trotzdem schon bald zu einem beträchtlichen Vermögen kam, verdankte er seinem Schreibtalent, wobei ihm die Geschäftstüch-

tigkeit seines Verlegers Heinrich Remigius Sauerländer zustattenkam. Während 20 Jahren sass Zschokke im Grossen Rat des Kantons Aargau. Die 1798 von ihm gegründete populäre Zeitschrift «Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizer-Bote» betreute er bis 1836. Im Oktober 1822 erschien dort das erste Kapitel seiner Schweizer Geschichte. In der Ankündigung schrieb er: «Von wunderbaren Dingen, Heldenfahrten, guten und bösen Tagen der Väter ist viel gesungen und gelehrt. Nun will ich die alten Sagen verjüngen im Gemüth alles Volks.»

«Das Volk» war der zentrale Begriff in Zschokkes Weltanschauung. Sehr schön stellt Werner Ort dar, wie der junge Zschokke von seinem Aufklärungs-optimismus abkam und angesichts der immer wieder vorkommenden Kriegsgreuel zeitweise einem tiefen Pessimismus verfiel, um dann aber seine fortschrittsorientierte Geschichtsphilosophie sozusagen aus der Volksseele heraus zu rekonstruieren. Damit bereitete er die Vorstellung vom «guten Volk» vor, die in der Zeit des Radikalismus zur tragenden Idee eines demokratisch begründeten Staates werden sollte. Dabei war er allerdings überzeugt, dass das Volk der moralischen Erziehung bedürfe, um seine Seele dem Guten zuzuwenden.

Solche Überlegungen finden sich in Zschokkes autobiographischen Schriften, die schon bisher über sein Leben Auskunft gegeben haben. Abgesehen davon, dass sie heute kaum noch bekannt sind, vermögen sie dem Bedürfnis nach einem umfassenden und kritischen Lebensbild in keiner Weise zu genügen. Erst mit der von der Heinrich-Zschokke-Gesellschaft initiierten wissenschaftlichen Arbeit von Werner Ort bekommen wir eine solide, interessante, stellenweise vielleicht etwas allzu weit ausholende Biographie in die Hand. In fruchtbarer Art hat der Biograph Geschichtsforschung und Literaturforschung miteinander verknüpft und ein differenziertes Lebens- und Zeitbild geschaffen. Die Stofffülle hat er klug gegliedert und nie lässt er ob all der Erlebnisse und Taten Zschokkes den historischen Kontext vergessen. Mit diesem Werk ist ein grosser Schritt zum besseren Verständnis der Geschichte der Schweiz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts getan.

Tobias Kaestli, Biel

Brigitte Studer, Gérald Arlettaz, Regula Argast, **Le droit d'être suisse. Acquisition, perte et retrait de la nationalité de 1848 à nos jours**, Lausanne: Antipodes, 2013, 261 pages.

Ce livre est une traduction mise à jour par Brigitte Studer d'un ouvrage publié en allemand en 2008. Il livre une analyse fine des processus de mise en place des conditions d'octroi et de retrait de la nationalité suisse depuis 1848, structurée en trois parties chronologiques (1848–1898, 1898–1933 et 1934–2004), auxquelles s'ajoute un chapitre thématique consacré à la déchéance de la nationalité pendant la Seconde Guerre mondiale et une introduction qui jette les bases problématiques et théoriques de la réflexion. S'inscrivant dans le sillage des récents développements historiographiques sur la construction de la nationalité et la nationalisation des Etats qui l'accompagne,¹ l'ouvrage offre une contribution bienvenue sur le cas helvétique, en montrant comment la Suisse n'échappe pas au paradigme national qui domine chez ses voisins, tout en mettant en lumière les spécificités d'un Etat fédé-

1 Gérard Noiriel, *État, nation et immigration. Vers une histoire du pouvoir*, Paris/Berlin 2001; Paul-André Rosental, *Migrations, souveraineté, droits sociaux. Protéger et expulser les étrangers en Europe du XIX^e siècle à nos jours*, in: *Annales. Histoire, Sciences sociales* 2 (2011), pp. 335–373.

ral où les compétences en matière de nationalité et de citoyenneté se disputent sur trois niveaux.

Dans le premier chapitre consacré à la période entre 1848 et 1898, Regula Argast analyse l'établissement d'une définition de l'acquisition d'un droit de cité suisse et l'entrée en scène de la Confédération. Confrontée à plusieurs problèmes qu'elle est incapable de régler dans la configuration constitutionnelle et légale de l'époque (*heimatlos*, conflits diplomatiques), elle s'octroie de plus en plus de prérogatives en la matière dans une longue négociation avec les communes et les cantons pour *in fine* construire un espace national dans lequel les citoyen-ne-s suisses peuvent se mouvoir et jouir des mêmes droits quel que soit leur lieu de résidence. L'historienne en conclut: «[...] la nationalité suisse est devenue un instrument de gouvernement du jeune État fédéral.»

Dans le second chapitre, Gérald Arlettaz analyse l'apparition de l'*Ueberfremdung*, concomitante à l'augmentation du nombre d'étrangers dans le pays et la construction de catégories pour distinguer les «assimilables» parmi ces derniers. Parallèlement à la formulation de ces questions, se construit un discours sur «l'identité nationale». La Première Guerre mondiale s'inscrit alors comme un tournant dans la pensée et la politique helvétique. En 1914, le conseil fédéral identifie la naturalisation comme une solution à l'augmentation de la population étrangère dans le pays, mais après la guerre l'accès à la nationalité est complexifiée et surtout l'approche change. Il s'agit désormais d'examiner la compatibilité des candidat-e-s à une série de critères ethniques difficilement définissables. Avant la guerre, la naturalisation est considérée comme un outil d'assimilation, alors qu'après celle-ci constitue une condition préalable de celle-là. De plus, c'est pendant cette période qu'est créée la police fédérale des étrangers.

Brigitte Studer ouvre le chapitre consacré à la période entre 1934 et 2004 sur les effets de l'entrée en vigueur de la Loi sur le séjour et l'établissement des étrangers de 1931, qui permet de distinguer les personnes «bienvenues» des «indésirables». Après la période des pleins pouvoirs, occasion d'une restriction de l'accès à la nationalité, la question de l'immigration est davantage formulée en lien avec les besoins de main-d'œuvre. En grande partie considérée comme transitoire sur le sol suisse, la population étrangère doit remplir certains critères comme de correspondre aux besoins de l'économie, de posséder des documents en règle et de jouir d'une bonne santé attestée par une visite médicale. Les candidat-e-s ne doivent pas non plus appartenir à un parti politique extrémiste. Parallèlement, la loi de 1903 est révisée en 1952. La nouvelle loi permet aux Suissesses de conserver leur nationalité après mariage avec un étranger pour autant qu'elles en fassent la demande et à leurs enfants d'accéder plus facilement à la nationalité suisse. Elle est aussi conçue aussi comme un instrument de lutte contre l'*Ueberfremdung* y compris par des mesures de police. Les autres dispositions de la loi vont dans le sens d'un durcissement du règlement et incluent l'introduction d'un examen d'aptitude. C'est aussi pendant cette période (1965–1974) que cinq initiatives sont lancées par le «mouvement contre la surpopulation étrangères» en s'appuyant sur un discours xénophobe et nationaliste. Enfin au tournant du siècle, l'UDC tente d'imposer la naturalisation comme un thème dans le débat politique et sociétal.

Dans le dernier chapitre, Nicole Schwalbach analyse comment la déchéance de la nationalité a été présentée comme un instrument de défense de la sécurité et de l'indépendance de l'Etat déjà vers la fin de la Première Guerre mondiale. En comparant la situation helvétique avec celle de l'Allemagne, de la France et

de la Grande-Bretagne, elle montre que la possibilité d'exclure un individu de la nationalité ainsi que la distinction opérée entre national de naissance et naturalisé n'est pas une exclusivité suisse. Pendant la Seconde Guerre mondiale, l'influence du général Guisan et la crainte d'une infiltration étrangère fournissent un contexte favorable à la promulgation de trois arrêtés qui jettent les bases de la dénaturalisation. Ils prennent respectivement pour cibles les épouses dans des mariages dits fictifs ou de complaisance, les double-nationaux qui auraient agi contre la Suisse et enfin également les mono-nationaux helvétiques, qui vivant à l'étranger auraient porté préjudice au pays. L'auteure décrit la mise en œuvre de ces dispositions légales en analysant des cas concrets d'application.

Loin de restreindre leur réflexion à une analyse *stricto sensu* de la nationalité, les auteur-e-s de l'ouvrage livrent une analyse fine de ce que l'octroi et la déchéance de la nationalité impliquent dans la transformation et l'évolution de l'Etat helvétique sur une longue durée et des jeux d'échelles entre les niveaux communal, cantonal et fédéral. Elles et il examinent la genèse du discours sur les nationaux et sur les étrangers et la construction parallèle de ces catégories. L'étude n'omet pas non plus les acteurs qui ont joué un rôle dans ces processus comme Max Ruth, fonctionnaire fédéral à la division de police (1920–1944), qui a notamment contribué à rejeter le principe de *jus soli* juste après la Seconde Guerre mondiale. Enfin, l'approche en termes de genre permet d'enrichir l'analyse. L'ouvrage est complété par une série d'illustrations, correspondances, appels, articles et dessins de presse, placés en annexes.

Alix Heiniger, Université de Lausanne

Gregor Spuhler (Hg.), **Anstaltsfeind und Judenfreund. Carl Albert Loosli Einsatz für die Würde des Menschen**, Zürich: Chronos Verlag, 2013 (Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte ETH Zürich, Bd. 8), 138 Seiten, 7 Abbildungen.

Der Sammelband enthält Beiträge der Ende 2009 im Literaturhaus Zürich durchgeführten Tagung «*Schweizerische Konzentrationslager*» und «*Die schlimmen Juden*» – *Carl Albert Loosli und sein Einsatz für die Würde des Menschen*. Carl Albert Loosli (1877–1959), geboren als uneheliches Kind, der Mutter entfremdet, wuchs bei einer Pflegemutter auf, die jedoch früh verstarb. In Folge verbrachte Loosli mehrere Jahre in verschiedenen Waisenhäusern und Jugendanstalten, was den ersten Schwerpunkt seines späteren politischen Engagements erklärt: den Kampf gegen das Anstaltswesen und die Administrativjustiz in der Schweiz. Der zweite Schwerpunkt war sein Eintreten für die Juden und gegen den Antisemitismus. Die Verbindung zwischen diesen politischen Feldern sieht Gregor Spuhler, Herausgeber des Sammelbandes, im «Einsatz für die Würde des Menschen» (S. 10). Durch die Beschäftigung mit beiden Schwerpunkten will das Buch Motive, Strategien und Wirkung von Loosli gesellschaftspolitischem Engagement aufzeigen und dadurch eine Grundlage für die weitere Beschäftigung mit Loosli bieten.

Wiederholt wird auf die siebenbändige Werkausgabe (Rotpunktverlag) sowie die noch nicht abgeschlossene Biographie in vier Bänden (Chronos) hingewiesen, die die zukünftige Auseinandersetzung mit Loosli erleichtern und auf die auch Erwin Marti in seinem Artikel hinweist. Marti beschreibt die oft auf Halbwissen beruhende, mit Vorurteilen behaftete Beschäftigung mit Loosli, dessen entscheidende Qualität «in der Erkenntnis seiner Vielseitigkeit, seines Engagements in diversen Bereichen gesellschaftlichen Lebens» (S. 23) liegt. In der Folge

geht Marti auf biographische Eckdaten im Leben Looslis ein und beschreibt seinen Kampf gegen die «Administrativjustiz» im Sinne des unterdrückten Volkes als aussichts- und glücklosen. Nicht nur dagegen setzte Loosli sich ein, sondern auch gegen die «rechtskonservativen Zuarbeiter des Faschismus und des Nationalsozialismus» (S. 29), deren Politik in eine Diktatur münde.

Sonja Furger stellt die Parteinahme Looslis für Fritz Gerber während der «wachsende[n] öffentliche[n] Kritik an dessen Anstaltsregime» (S. 33) dar, die zumindest in Teilen im Widerspruch zu seinen früheren Veröffentlichungen stand. In ihrem Artikel geht sie auf die Chronologie des Konflikts und die Beweggründe für Looslis Unterstützung einer Institution ein, in der «Internierte als ‘Staatssklaven’ Zwangsarbeit leisten mussten und Ohrfeigen und Kahlschnitt [...] zur gängigen Strafpraxis zählten» (S. 33). Zwar plädierte Gerber in seinem «Reformwerk» (S. 37) für einen humanen Umgang mit Anstaltsinsassen, in der Realität herrschten aber «Drohungen, Gewalt und Diffamierungen» (S. 37/38), die als «systembedingt» (S. 38) beschrieben wurden – Zustände, die Gerber zu vertuschen versuchte. Looslis Parteinahme hierfür lässt sich als Eintreten für eine eigentlich «gute Sache» (S. 46) erklären: «Um die reformerischen Positionen nicht noch mehr zu schwächen, musste der gute Ruf der Anstalt Uitikon als Modellanstalt unter allen Umständen gewahrt werden» (S. 46).

Auch im Text von Loretta Seglias geht es um Looslis Haltung zum Verdingwesen in der Schweiz. Nach einer Kurzbiographie und ausführlichen Erläuterungen zum schweizerischen Verdingwesen verhandelt sie Looslis Kritik daran. Zwei konkrete Missbrauchsfälle waren der Anlass für sein öffentliches Engagement, das sich nicht nur gegen die Fremdplazierung richtete, sondern gegen den Missbrauch von Kindern und Jugendlichen im Allgemeinen. Mit deutlichen Worten wendete er sich gegen die Verstaatlichung von Kindern und setzte dieser das Konzept der Vermenschlichung des Systems gegenüber – verbunden mit einer «gesamtschweizerisch geregelte[n] Kontrolle der Pflegekinder» (S. 57). Trotz nicht immer stringenter Argumentation war Looslis Einsatz erfolgreich, und seine Denkanstösse sind teilweise bis heute aktuell.

Auf die komplexe Thematik der «Administrativjustiz» und Looslis Artikel *Schweizerische Konzentrationslager und «Administrativjustiz»* geht auch Tanja Rietmann ein. Sie gibt nicht nur einen historischen Abriss der administrativen Versorgung in der Schweiz, sondern klärt auch, wieso Loosli «eine solch drastische Begrifflichkeit wie ‘schweizerische Konzentrationslager’» (S. 65; wobei zu beachten ist, dass diese während der 1930er Jahre noch nicht mit den nationalsozialistischen Vernichtungslagern gleichgesetzt wurden) verwendet und welche öffentlichen Reaktionen darauf zu beobachten waren. Rietmann sieht Looslis Verdienst darin, die Öffentlichkeit über Missstände informiert und Reformen eingefordert zu haben. Allerdings – so resümiert sie – kam sein Einsatz zu früh, da damals der fruchtbare Boden für seine Kritik fehlte.

Daniel Gerson beschäftigt sich mit C. A. Looslis Kampf gegen den Antisemitismus. Loosli steht bei ihm mit seiner Schrift *Die schlimmen Juden!* im Mittelpunkt. Gerson skizziert das schweizerisch-jüdische Verhältnis, wie Loosli es kennengelernt hat, und würdigt seine Rolle im christlich-jüdischen Dialog. Motiviert durch den Berner Prediger und Kantor Josef Messinger verfasste er *Die schlimmen Juden!*, in der er ein «Zusammengehen von Antisemitismus und antidemokratischen Bewegungen» (S. 86) feststellte. Auch wenn seine Schrift (auch von jüdischer Seite) durchaus umstritten war, bereitete sie doch den Weg zu einem Dialog, der schliesslich in die

Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft mündete. Loosli, so Gerson abschliessend, «gehörte zu den wenigen europäischen Denkern, die vor dem Völkermord an den Juden und den Millionen Toten im Zweiten Weltkrieg diese Zusammenhänge erkannt und öffentlich vor den katastrophalen Folgen gewarnt haben» (S. 93).

Der Berner Prozess gegen die *Protokolle der Weisen von Zion* steht im Zentrum des Textes von Michael Hagemester. Loosli war an dem Prozess als einer von drei Gutachtern beteiligt. Nach grundlegenden Informationen über die Protokolle, die eine jüdisch-freimaurerische Weltverschwörung implizieren, und einem Abriss zum Berner Prozess, geht Hagemester auf Looslis Gutachten ein. Die Rolle Looslis beschreibt er als tragisch und gespalten zwischen der offiziellen Aufgabe «Entstehung und Inhalt der Protokolle mit wissenschaftlichen Mitteln sorgfältig zu erforschen» und seiner eigenen Absicht, «die Protokolle zu diskreditieren und die breite Öffentlichkeit auf antisemitische Propaganda aufmerksam zu machen» (S. 111).

Der abschliessende Text von Martin Uebelhart behandelt Loosli als Erziehungs- und Bildungstheoretiker im Sinne einer «demokratischen Erziehung» (S. 117) und geht nach einer Hinführung zum Konzept der Demokratischen Erziehung über John Dewey bis zur Frankfurter Schule auf Looslis Kritik an der antiautoritären Erziehung ein. Das Ziel der Erziehung nach Loosli muss sein, den Menschen «lebenstauglicher» (S. 127) zu machen, die Schule soll «politisch, konfessionell und kulturell neutral» (S. 130) sein und Offenheit vermitteln. Looslis Vermächtnis liegt für Uebelhart in den zwei Schlüsselbegriffen «mündige Mitmenschlichkeit sowie Zivilcourage» (S. 133).

Der Sammelband schafft es, Motive und Strategien von Looslis gesellschaftspolitischem Engagement zu beleuchten und die Aktualität von Looslis Schriften anschaulich aufzuzeigen. Beide Betätigungsfelder, Loosli als «Anstaltsfeind und Judenfreund», werden skizziert, wenn auch Looslis Haltung zu den Juden im Vergleich eher zu kurz gekommen ist. Trotzdem bietet das Buch einen wichtigen Beitrag und eine wertvolle Grundlage für eine weitere historische Beschäftigung mit Carl Albert Loosli. *Sabina Bossert, Zentrum für Jüdische Studien, Basel*

Tanja Rietmann, **«Liederlich» und «arbeitsscheu». Die administrative Anstaltsversorgung im Kanton Bern (1884–1981)**, Zürich: Chronos Verlag, 2013, 381 Seiten, 37 Abbildungen.

Mit Tanja Rietmanns Dissertation erscheint ein wertvoller Beitrag zur politisch höchst aktuellen, bisher jedoch, gerade im Hinblick auf die administrative Anstaltsversorgung von Erwachsenen, erst punktuell erforschten Geschichte fürsorgerischer Zwangsmassnahmen in der Schweiz. Als Pionierleistung zu erwähnen gilt es insbesondere die Dissertation von Sabine Lippuner für den Kanton Thurgau.² Rietmanns darauf aufbauende Untersuchung ist nicht zuletzt deshalb interessant, da eine der zentralen Herausforderungen in diesem Forschungsfeld in den z. T. erheblichen Unterschieden im föderalistisch organisierten Fürsorgesystem liegt. Bei der genannten Versorgungsform handelt es sich um ein repressives, armenpolitisches Instrument, welches mit Ausnahme von Genf in sämtlichen Kantonen bis weit ins 20. Jahrhundert als probate Fürsorgepraktik galt.

2 Sabine Lippuner, *Bessern und Verwahren. Die Praxis der administrativen Versorgung von «Liederlichen» und «Arbeitsscheuen» in der thurgauischen Zwangsarbeitsanstalt Kalchrain (19. und frühes 20. Jahrhundert)*, Frauenfeld 2005.

Ausgehend vom titelgebenden Versorgungsgrund der «Liederlichkeit» und «Arbeitsscheue» geht Rietmann mit Hilfe des *labeling approach* der Frage nach, wie die politischen bzw. rechtshistorischen Debatten sowie die Praxis der administrativen Anstaltsversorgung im Kanton Bern ausgestaltet worden sind. Die Arbeit basiert im Wesentlichen auf einer beachtenswert elaborierten Rekonstruktion der Genese und Weiterentwicklung der kantonalen Versorgungsgesetze. Die Autorin zeigt dabei unterschiedliche historische Argumentationsstrategien auf, mit denen durchaus bewusste Verstösse gegen bestehende, verfassungsrechtlich verbürgte Grundrechte, wie das Erfordernis unabhängiger Gerichtsinstanzen oder das Recht auf ein Beschwerdeverfahren, legitimiert worden sind. So wirkten gemäss dem damaligen Staatsbürgerverständnis insbesondere jene MitbürgerInnen, welche sich zumeist geschlechtsspezifisch geprägten Normverstössen (u.a. ausserehelicher Geschlechtsverkehr bei Frauen, drohende Arbeitslosigkeit bei Männern) «schuldig» machten, ihr Recht auf Freiheit und wurden stattdessen zur «Nacherziehung» in Zwangsarbeitsanstalten eingewiesen. Zwar bedurfte eine Versorgung keines Straftatbestands, sie erfolgte jedoch im Sinne einer pädagogisch ausgerichteten, «präventiven» Kriminalitätsbekämpfung.

Aufgrund des weiten Spektrums solcher «sozialer Abweichungen» erwiesen sich, wie Rietmann überzeugend darlegt, die vagen Zuschreibungen «liederlich» und «arbeitsscheue» durch deren «paraphrastische Kapazitäten» (S. 45, nach Lippuner) als praktikable Versorgungsgrundlagen und vermochten es daher auch, sich nachhaltig sowohl im fürsorgerischen Diskurs als auch über mehrere Gesetzesrevisionen hinweg zu erhalten. Weniger fundiert bleibt hingegen die von der Verfasserin angestrebte Darlegung des sozialen und wirtschaftlichen Hintergrundes der Berner BefürworterInnen dieser Praxis. Ihre These, wonach die bürgerliche Oberschicht mittels ihrer überdauernden, politischen Vormachtstellung über fast ein ganzes Jahrhundert hinweg danach getrachtet habe, die Unterschicht zu normalisieren, konnte daher nicht differenzierter begründet werden.

Wie Rietmann in Kapitel 2 und 3 aufzeigt, verfügten die Berner Versorgungsanstalten über eigene Landwirtschafts- und Dienstleistungsbetriebe, in welchen sowohl für administrativ Versorgte als auch die teilweise vorhandenen Strafgefangenen ein hartes Arbeitsregime bei äusserst kargen Unterbringungsbedingungen herrschte. Der eigentliche Vollzug der Anstaltsversorgung wurde zwar ab 1913 mit «milderen» Varianten flankiert, so etwa mit einer bedingten Versorgung unter Schutzaufsicht oder einer frühzeitigen Anstaltsentlassung mit anschliessender Probezeit. Beide Massnahmen erfolgten jedoch unter steter Internierungsandrohung bei Nichteinhaltung amtlicher Weisungen.

In Kapitel 4 und 5 präsentiert die Autorin zwei Fallgeschichten, anhand welcher sie nicht nur das eingespielte institutionelle Gefüge, sondern auch die erheblichen individuellen Ermessensspielräume einzelner Akteure in der Praxis illustriert. Paralleldazu wird der nachweisbare, jedoch beschränkte Handlungsspielraum der Betroffenen aufgezeigt. So wurden Widerstandsformen, wie die zahlreichen Bittschriften oder die Missachtung behördlicher Anweisungen, einer Betroffenen als Beleg der Uneinsichtigkeit und somit der fehlgeschlagenen «Besserung» ausgelegt, was sogar zu einer Verschärfung ihrer Behandlung führte. Eine nachhaltige Verhaltensänderung wurde mit den angewandten Massnahmen in beiden Beispielen nicht erzielt. Die Auswahl dieser beiden Dossiers erfolgte geschickt, zu deren Einordnung wäre indes eine Auswertung weiterer Fallakten wünschenswert gewesen.

Kapitel 6 behandelt historische Reformpostulate, wobei u.a. Carl Albert Looslis polemische Kritik an der administrativen Anstaltsversorgung dokumentiert wird. Entsprechende Einwände sorgten zwar bereits Ende der 1930er Jahre auch in Fachkreisen für Gesprächsstoff, führten allerdings nicht zu konkreten Änderungen. In Kapitel 7 konstatiert Rietmann zunächst, dass die Forderung nach mehr Professionalisierung und Verwissenschaftlichung sowie nach einem weniger autoritären Fürsorgeverständnis, wie es das in Fachzeitschriften hochgehaltene Konzept des *social casework* versprach, in den 1960er Jahren nur inkonsequent durchgesetzt worden ist. Zu Recht ermahnt sie weiter davor, «von programmatischen Aussagen nicht automatisch auf deren praktische Umsetzung» (S. 260) zu schliessen. Daher vermag der von der Autorin im selben Zeitraum verortete «Paradigmenwechsel innerhalb der Fürsorge und Sozialarbeit» (S. 256) nicht zu überzeugen. Dies insbesondere aufgrund der in Kapitel 8 erfolgten Ausführungen, dass die eigentliche Abschaffung der administrativen Versorgung aufgrund von «Liederlichkeit» erst als späte Folge der schweizerischen Ratifikation der Europäischen Menschenrechtskonvention (1974) umgesetzt worden ist.

Insgesamt verschafft Rietmann mit ihrer klar formulierten Untersuchung fundierte Einblicke in die juristische und politische Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der kantonalen Gesetzgebung zur administrativen Anstaltsversorgung. Darüber hinaus bietet ihre Arbeit neues Grundlagenwissen zur konkreten Ausgestaltung dieser Fürsorgepraktik im Kanton Bern, sowohl vonseiten der öffentlich-rechtlichen Behörden als auch jener einiger bereits verschiedenen Betroffenen.

Gianna Virginia Weber, Universität Zürich

Marc Vaucher, «**Créer, organiser, durer**». **Naissance et développement de l'Union des Femmes de Lausanne (1896–1916)**, Neuchâtel: Editions Alphil (Presses universitaires suisses), 2014 (Histoire et société), 223 pages.

Lorsqu'elles passaient la porte du petit local de la rue de Bourg 20 en juillet 1897, que pouvaient bien venir chercher les dames en visite à l'Union des Femmes de Lausanne (UdFL)? C'est probablement le plus grand mérite de Marc Vaucher que de nous faire revivre de l'intérieur les péripéties de cette discrète association féminine de Suisse romande à la fin du XIX^e siècle. Avec précision, rigueur et moult détails, l'historien lausannois retrace la vie intime aussi bien que les tentatives d'activités publiques menée par l'UdFL de 1897 à 1916. Alors que les associations féminines sont en pleine effervescence à la Belle Epoque en Suisse et ailleurs en Europe, Marc Vaucher interroge les conditions d'émergence d'une union locale dont il présente les élans, les contradictions et les échecs.

Créée en 1896 en marge du premier Congrès suisse des Intérêts féminins organisé dans le sillage de l'Exposition nationale de Genève, l'UdFL apparaît dans un contexte social marqué par la modernité et le changement des mentalités à l'égard des femmes. Sans complaisance, Marc Vaucher montre comment ce climat d'ouverture n'était pas seulement favorable aux membres de l'UdFL, mais que nombre d'entre elles n'ont pas vécu si facilement le fait d'organiser un espace indépendant à ceux des hommes. Cette «nouvelle posture transgressive de l'ordre établi» n'est donc pas uniquement le fruit d'une «dynamique associative favorable». La religion, les besoins de formation des nouvelles professions typiquement féminines, les aspirations issues d'une nouvelle conception des femmes sont autant de facteurs structurels de l'émergence de l'UdFL emmenée par 54 femmes en 1897 et qui comptera jusqu'à 227 membres en 1905.

Après avoir dessiné un portrait sociologique des membres de l'UdFL, l'historien nous livre une étude attentive de la vie de l'association. En sus des procès-verbaux de l'association et du Bulletin mensuel, les documents conservés aux Archives de la ville de Lausanne permettent de suivre au jour le jour les activités de l'UdFL grâce au «Journal des dames receveuses». Cette source originale contient la retranscription minutieuse des visites au local de l'association. Le lecteur pénètre alors dans l'intimité de la vie associative où se mêlent espoir et déception, solitude et rencontre, soulagement et réjouissance... A l'aide d'une analyse de ces 1300 pages manuscrites, Marc Vaucher envisage l'écriture comme un «liant associatif». La subtilité de l'observation calligraphique ajoutée à la sensibilité de l'historien du genre débouche sur une écoute patiente des réflexions féminines, ainsi qu'une observation scrupuleuse des activités menées durant deux décennies. Les problèmes financiers de l'UdFL conduisent l'association à une précarité permanente qui force ses membres à revoir à plusieurs reprises leurs offres de cours (enseignement de commerce, langues, droit, sténographie, dactylographie, hygiène, école ménagère, etc.) Dans ce contexte, les discussions entourant la question de l'achat d'une machine à écrire constituent un moment fort. Après sept mois de délibération, la décision est finalement prise d'investir la somme nécessaire à l'acquisition de cet outil moderne, mais fort coûteux. Avant 1914, trois autres événements mobilisent activement les membres: les discussions autour de la consultation du Code civil en 1912, la mise en place d'un bureau d'aide à l'emploi (Bureau d'adresse) avec conseils juridiques et, enfin, la confection d'une bibliothèque. Ces différents volets forment l'horizon des activités menées en interne, au sein du local de l'UdFL.

Les difficultés financières ne sont que la partie visible de problèmes plus sérieux d'identité. Après des débuts encourageants, la politisation de la question des femmes va progressivement miner l'UdFL. Après avoir soutenu la pétition des femmes vaudoises en 1897 et une pétition antialcoolique en 1900, l'Union peine à trouver son credo entre philanthropie bourgeoise et militantisme féministe. La «recherche d'une légitimité d'action» se traduit par un certain opportunisme, ce que révèle l'adhésion à pas moins de sept sociétés locales, nationale ou internationales, entre 1903 et 1911: Conseil international des sociétés féminines, Ligue vaudoise contre la tuberculose, Comité de la société des maîtres secondaires, Association suisse pour la protection de l'enfant et de la femme, Fédération abolitionniste internationale, Société pour la lutte contre le chômage, Association suisse des arts et métiers. La logique d'ouverture laisse entrevoir une certaine dispersion et la crise identitaire est atteinte en 1912. Alors que les mouvements féministes européens se renforcent, en premier lieu vis-à-vis des revendications suffragistes, l'UdFL doit faire face pour la première fois de son histoire à une diminution de ses membres. Ecartant toute augmentation des cotisations, par crainte d'un effet dissuasif sur les restantes, le Comité et la présidente de l'Union peinent à mobiliser les troupes. Un effet de saturation semble atteint au sein du mouvement associatif lausannois. La naissance en 1912 du journal genevois *Mouvement féministe* porte également préjudice au Bulletin de l'UdFL qui peine à soutenir la concurrence. La réaction de l'Union glisse alors vers le repli local: «le féminisme vaudois prend la direction d'un activisme plus étroitement régional», résume Marc Vaucher. Réalisation d'un arbre généalogique de l'UdFL pour l'Exposition nationale prévue à Berne en 1914, engagement dans la lutte contre la tuberculose ou comme inspectrice des Maisons ouvrières de Bellevaux à

Lausanne, les nouvelles orientations de l'Union illustrent les contradictions d'un féminisme vaudois écartelé entre opérations caritatives et morale bourgeoise, engagement social et revendications suffragistes. Finalement, ce sont les œuvres charitables entamées au lendemain du déclenchement de la Grande Guerre qui relancent les activités de l'UdFL.

«Créer, organiser, durer», le mot d'ordre souligné lors de la création de l'UdFL en 1896 sert de fil rouge à l'ouvrage de Marc Vaucher. Utilisant avec profit les concepts de Jürgen Habermas sur *l'espace public* et le concept *d'habitus* cher à Pierre Bourdieu, il nous livre un récit à une échelle micro relevée de concepts pertinents et convaincants. Depuis la quête identitaire jusqu'aux problèmes de trésorerie, sans oublier les questions organisationnelles et les débats idéologiques, l'histoire de l'UdFL met en lumière les contradictions d'un «féminisme différentialiste». Il aurait été stimulant de compléter cette approche en articulant les hésitations des engagements féminins avec le conflit entre l'origine sociale et l'appartenance au genre. En effet, les limites et les échecs de l'Union sont une illustration éclatante des logiques contradictoires d'une vision du monde progressiste bourgeoise avec une morale conservatrice. Si le lecteur aurait apprécié une description plus générale des différents féminismes de l'avant-Première-Guerre mondiale, ainsi qu'une lecture plus interconnectée des activités lausannoises avec les autres régions romandes, voire avec la réalité fédérale (notamment autour du carrefour qui s'opère lors du rapprochement avec l'Alliance nationale des sociétés féminines suisse en 1901), le livre de Marc Vaucher constitue un magnifique travail de micro histoire, révélateur de nombreuses tensions des mouvements associatifs féminins de la Belle Epoque. *Dominique Dirlewanger, Lausanne*

Thomas Sprecher, **Karl Schmid (1907–1974). Ein Schweizer Citoyen**, Zürich: NZZ-Libro, 2013, 492 Seiten.

Es entsprach Karl Schmid's depressivem und auffallend selbstbezogenem Charakterzug, wenn der stark auch nach aussen orientierte, erfolgreiche und entsprechend angesehene Germanist gegenüber seiner Gattin die Meinung äusserte, dass zwei Jahre «nach meinem Abgang» kein Hahn mehr «nach mir» krähen werde. Das Gegenteil trat ein: 18 Jahre nach Schmid's Tod wurde eine ihm gewidmete Stiftung gegründet und zwei Jahre später (1984) eine Strasse neben dem Hauptgebäude der Universität Zürich nach ihm benannt: Bereits 1983 stand ein ausführliches Verzeichnis zu dem im Archiv für Zeitgeschichte aufbewahrten Nachlass zur Verfügung, «sedimentiert» in 1600 Dossiers. Schmid führte zeitweise Tagebuch, erhalten geblieben sind aber nur Teile von Notizen (Carnets); er korrespondierte ausgiebig, verfasste aber keine Lebenserinnerungen. Die Stiftung veranlasste die Herausgabe ausgewählter Schriften (6 Bände, 1998) und ausgewählter Briefe (2 Bände, 2000). Zum 100. Geburtstag gab es eine Ausstellung und einen Aufsatzband. Und nun?

Nun liegt eine von der genannten Stiftung in Auftrag gegebene gegen 500 Seiten umfassende Biographie vor, die der doppelt qualifizierte Dr. iur. und Dr. phil. Thomas Sprecher, bekannt auch als Leiter des Thomas Mann-Archivs, verfasst hat. Auf die interessante Frage nach Schmid's ausserordentlichem Nachruhm gibt die Biographie keine Erklärung. Sie leistet jedoch zweierlei: Einerseits rekapituliert sie Schmid's öffentliches Schaffen und im Falle der bekanntesten Schrift «Unbehagen im Kleinstaat» auch deren Rezeption. Andererseits gibt sie einen Einblick in die bisher weniger bekannte Welt der Privatperson.

Die Ausführungen folgen in Kleinstkapiteln, die im steten Wechsel das Private und Öffentliche ansprechen, einem chronologischen Ablauf: So folgt auf die erste Begegnung mit seiner künftigen Frau Elsie Attenhofer vom Cabaret Cornichon ein Abschnitt über die Geistige Landesverteidigung, dann wiederum ein Abschnitt zu den «ersten Ausflügen» mit Elsie, dann ein Abschnitt zu Schmid's Radiovorträgen usw.

Dem Autor ist es, wie der Untertitel des Buches zeigt, wichtig, Schmid als exemplarischen Citoyen, das heisst am Gemeinwesen aktiv teilhabenden Staatsbürger, zu würdigen. Der hauptberufliche Germanist war im Laufe seines Lebens auch Rektor der ETH, Generalstabsoberst, Präsident des Wissenschaftsrats, Präsident der Schweizerischen Auslandhilfe, Bildungsreformer und vieles mehr. Das könnte man auch in einem Lexikonartikel nachlesen. Nicht nachlesen könnte man dort hingegen, was dem Biographierten das bedeutet hat und welche Möglichkeiten er nicht wahrgenommen hat. Der «nur» an der Freifächerabteilung der ETH angesiedelte Professor hat zweimal Ordinariatsrufe nach Bern und Lausanne abgelehnt. Desgleichen ein Divisionskommando, eine aussichtsreiche Einsitznahme in den Ständerat als Vertreter der Zürcher Freisinnigen, eine ehrenvolle Mitgliedschaft als «Zeufter» usw. Der als Milizsoldat geleistete Militärdienst war ihm wichtig, davon zeugen die über 2300 Dienstage, die ausserdienstliche Heimarbeit für die Armee nicht eingerechnet. Im Aktivdienst, den er als Artillerist vor allem am Gotthard verbrachte, engagierte er sich zusätzlich in der Abteilung «Heer und Haus», der Historiker Karl Meyer war ihm Vorbild. Schmid sah sein Metier im schreibenden und referierenden Vermitteln, wobei er offenbar kein Schnelldenker war. Seine «aus dem Geiste der Langsamkeit und Genauigkeit» erzeugten Einsichten musste er sich abringen; andere, zum Beispiel Adolf Muschg, kamen ihm schnell oberflächlich vor.

An dieser Vita können vor allem zwei Aspekte besonders interessieren: Karl Schmid's Selbsteinordnung in das politische Spannungsfeld der Zeit und, damit verbunden, seine Einstellung zum gesellschaftlichen Wandel, den er als engagierter Zeitgenosse erlebte. Schmid nahm eine interessante Position zwischen Reformbereitschaft und konservativem Beharren ein. Der Germanistenkollege Fritz Ernst warf ihm 1957 vor, gegenüber dem Mythos Schweiz eine zu skeptische Haltung einzunehmen; andererseits warf ihm Max Frisch in seiner bekannten Schillerpreisrede (1974) vor, ein Kleinstaatennostalgiker zu sein. Schmid war nur bedingt ein Verteidiger des traditionellen Bürgertums. Entsprechend schwierig war, wie im Falle Jean-Rodolphe von Salis', das Verhältnis zur «Neuen Zürcher Zeitung»; 1968 bemerkte er, dass er von ihr wenig beachtet werde und nicht zu den «Feinen und Gediegenen» des Zürichbergs passe, zwei Jahre später wurde er aber Mitglied des Verwaltungsrats der NZZ. Der Uni-Germanist Emil Staiger genoss im Zürcher Hauptblatt mehr Anerkennung. Schmid wiederum lehnte Staiger's «ominöse» Literaturpreisrede von 1966 ab, jedoch nicht öffentlich, sondern nur in privaten Schreiben. Die 1960er Jahre entwickelten sich so, dass der Citoyen Schmid mehr und mehr gleichsam aus der Zeit herausfiel beziehungsweise von ihr zurückgelassen wurde. Selber ein Bedächtiger, rief er im Expo-Jahr 1964 die «bedächtigen Alten» auf, sich mit den «mutigen Jungen» auseinanderzusetzen. Und selbst in der geistigen Alpenfestung zu Hause, warnte er vor einem kulturellen Reduit; es gehe nicht an, «die geistigen Güter der Schweiz durch Cellophanpackung gegen fremde Bakterien» schützen zu wollen. In der Europafrage wäre er gerne offener gewesen, als ihm gelang: Er kritisierte – wie andere

– das Vergemeinschaftungsprojekt als «geschichtslos und rationalistisch», als zu wenig «beseelt». 1966 räumte er ein, dass er nur ein Normalschweizer sei und darum die europäische Integration als «Hirngespinnst und Phantom» angesehen habe. In den folgenden Jahren distanzierte er sich noch mehr von der anfänglichen Skepsis (und Distanzierung) und erklärte, dass doch auch der schweizerische Bund nur ein Konstrukt sei und dass man generell *machen* könne, dass etwas *werde*.

Georg Kreis, Basel

Beat Bächli, **Vitamin C für alle! Pharmazeutische Produktion, Vermarktung und Gesundheitspolitik 1933–1953**, Zürich: Chronos Verlag, 2009 (Interferenzen. Studien zur Kulturgeschichte der Technik, Bd. 14), 275 Seiten.

Am Anfang von Beat Bächlis Buch «Vitamin C für alle!» steht eine ebenso einfache wie interessante Frage: Weshalb hat das Basler Pharmaunternehmen Hoffmann La Roche begonnen, einen Stoff synthetisch herzustellen, der doch in Früchten und Gemüse reichhaltig vorhanden ist?

Bächlis Darstellung, die sich vor allem auf Quellen im Unternehmensarchiv der Basler Hoffmann La Roche AG stützen kann, ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil des Buches (Kapitel 2–4) behandelt die Geschichte der Ascorbinsäure-Synthese und den Weg zu industriellen Herstellungsverfahren. Der zweite Teil (Kapitel 5–8) betrachtet die Anwendung der Roche-Produkte in verschiedenen Kontexten. Bächli führt seine Leser durch eine Geschichte an wechselnden Schauplätzen in der Schweiz der dreissiger bis fünfziger Jahre und dem nationalsozialistischen Deutschland. Nachdem der Chemiker Tadeus Reichstein am Beginn der 1930er Jahre erfolgreich Vitamin C synthetisiert hatte, trat er in Kontakt mit der Basler Hoffmann La Roche AG. Anschaulich schildert der Autor, wie das Basler Unternehmen Absatzmärkte für eine Substanz suchte, die in der natürlichen Form in Gemüse und Südfrüchten in ausreichenden Mengen verfügbar ist (Kapitel 3). Künstliches Vitamin C schien weder als Medikament noch als Nahrungsmittel benötigt zu werden. Zudem existierte kein kostengünstiges industrielles Verfahren zu seiner Herstellung. Zwar war es Reichstein gelungen, die Synthese im Labor durchzuführen, doch erst ein zweites Syntheseverfahren war auch industriell nutzbar (Kapitel 4).

Im zweiten Teil des Buches untersucht Bächli die Vermarktung und Anwendung der synthetischen Ascorbinsäure am Beispiel der Roche-Produkte «Nestrovit» und «Redoxon». Mit der vitaminisierten Milch- bzw. Schokoladenemulsion «Nestrovit» vermarktete Roche ein ascorbinsäurehaltiges Nahrungsmittel als 'functional food' (Kapitel 5). «Redoxon» hingegen war reine synthetische Ascorbinsäure, mit deren Hilfe die Roche-Verantwortlichen das Feld medizinischer Forschung und Therapie zu besetzen gedachten (Kapitel 6). Unterschied man vorher lediglich zwischen dem symptomlosen «Gesunden» und dem von Vitamin-C-Mangelercheinungen gekennzeichneten Kranken, so führten der Roche-Forscher Albert Szent-Györgyi und der «Wissenschaftliche Dienst Roche» eine neue Kategorie zwischen beiden Zuständen ein: Die «Vitamin-C-Hypovitaminose» war symptomfrei, jedoch dank eines eigens von Roche hierfür entwickelten diagnostischen Instruments messbar (S. 140–143). Dieses zeigte an, dass Patienten unterdurchschnittlich viel Vitamin C in ihrem Körper hatten und sie deshalb nicht «optimal gesund» sein konnten, wie die Wissenschaftler argumentierten. «(Optimale) Gesundheit» war jedoch nicht mehr auf individuelle Körper, sondern auf Bevölkerungen bezogen. Denn nur so liessen sich bevölkerungsstatistische Mittelwerte

für eine richtige Vitaminmenge berechnen, «bei der große Völkerschichten die geringste Mortalität und Morbidität aufweisen» (Szent-Györgyi, zit. nach Bächli, S. 137). Bächli spricht hier so provokant wie zutreffend von der «Erfindung eines Krankheitsbildes» (S. 127).

Im mit sechzig Seiten umfangreichsten Kapitel 7 untersucht Bächli die erfolgreiche Verankerung des synthetischen Vitamin C in der Armee, auf der Landesausstellung 1939 in Zürich und in schweizerischen Klassenzimmern vor und während des Zweiten Weltkrieges. Zwar zeigte sich die schweizerische Militärärztleitung zuerst skeptisch. Sie liess sich jedoch von der Überlegenheit des synthetischen «Redoxon» gegenüber den günstigeren Hagebutten überzeugen (S. 159–171). Roche spielte dabei einerseits auf der patriotischen Klaviatur der «Swissness», indem Redoxon als schweizerisches Produkt dargestellt wurde, das zur Autarkie des Landes beitrüge. Zugleich stützte sich das Unternehmen auf die Autorität wissenschaftlicher Nachweise, Instrumente und Akteure – mit grossem Erfolg. «Redoxon» überholte die Schlafmittel des Unternehmens und rückte auf den ersten Platz in der Umsatzstatistik von Roche auf (S. 187).

Mit seiner Studie unterläuft Bächli ebenso wie seine historischen Akteure Grenzziehungen zwischen öffentlicher und privatwirtschaftlicher Forschung und zwischen wissenschaftlichem Wissen und Vermarktungsstrategien. Dem Autor gelingt eine konzise Darstellung der Allianzen, die den wissenschaftlichen und kommerziellen Erfolg des synthetischen Vitamin C ermöglichen. Die künstliche Ascorbinsäure ist bei Bächli keine technologische Innovation, deren unbestreitbare Vorteile ihre Nutzung erzwingen. Vielmehr arbeiteten an der Durchsetzung dieser Innovation Chemiker in Universitäten und den Roche-Laboratorien ebenso mit wie Physiologen und Ernährungsspezialisten, die ihre Autorität bei der Zulassung der Produkte als Arznei- oder Nahrungsmittel zugunsten der Roche-Präparate einsetzten. Militärs stellten ihre Soldaten für Experimente mit dem Präparat Redoxon zur Verfügung, und Regulierungsbehörden machten den Weg für ein «schweizerisches» Vitamin C frei.

Über die Geschichte des Vitamin C hinaus verweist Bächlis Studie auf die Bedeutung von biopolitischer Macht im Sinne Michel Foucaults. Denn künstliches Vitamin C war immer auch an Vorstellungen von gesunden Körpern gebunden. Als im nationalsozialistischen Deutschland die Gesundheit des Einzelnen zur Pflicht erklärt wurde, war künstliches Vitamin C ein Instrument solcher biopolitischer Macht: die tägliche Vitamin-C-Gabe in der Schule, die Nutzung des Vitamin C zur Gesundheitssteigerung des Soldaten und die Werbung für gestärkte, da vitaminisierte Körper lassen sich nicht trennen von den Allianzen aus Wissenschaftlern, Unternehmern, Ärzten und Militärs, die den Absatz der Roche-Präparate ermöglichten. Wie auch bei Foucault ist diese Macht keine zentralisierte Gewalt. Sie gründet sich nicht auf die besondere Legitimität einzelner Personen. Vielmehr sind es die von Bächli beschriebenen Allianzen, die diese Macht begründen, indem sie Sichtweisen auf Vitamine, Körper und Gesundheit beeinflussen.

Zuweilen gerät die Stärke der auf die Roche-Vitamine gestützten Darstellung zur Schwäche. Dies ist dann der Fall, wenn auch andere Akteure nur aus Sicht des Roche-Managements in ihren Haltungen und Überzeugungen beurteilt werden. Auch die Endnutzer als Konsumenten bekommen in Bächlis Buch vergleichsweise wenig Entscheidungsautonomie zugesprochen. Doch eine solche Kritik darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass Beat Bächli mit «Vitamin C für alle» eine überaus lesenswerte, durchweg elegant geschriebene Studie vorgelegt

hat. Historiker dürften sie ebenso wie kultur- und wissenschaftshistorisch Interessierte mit grossem Gewinn lesen. *Nils Kessel, Université de Strasbourg*

Salome Lienert, **«Wir wollen helfen, da wo Not ist». Das Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder 1933–1947**, Zürich: Chronos Verlag, 2013, 380 Seiten, 18 Abbildungen.

Die Problematik des Schweizer Hilfswerks für Emigrantenkinder (SHEK) wurde mehrmals partiell verarbeitet, die Autorin legt die erste eingehende Gesamtdarstellung vor. Sie dokumentiert in ihrer Dissertation die Entwicklungsgeschichte dieser humanitären Organisation, analysiert ihre soziologischen Strukturen und positioniert sie unter schweizerischen und internationalen Flüchtlingswerken. Lienert polemisiert gegen die Bezeichnung des SHEK als eines reinen Frauenhilfswerks, waren doch zwanzig Prozent der Mitarbeitenden Männer: Pfarrer, Politiker, Geschäftsleute, Intellektuelle. Die Frauen waren engagierte Berufs- und Bürgerfrauen oder Akademikerinnen.

Die Gründerinnen des SHEK charakterisierten sich selbst als mütterliche Frauen, die den Flüchtlingskindern helfen wollten. Dabei betonten sie stets ihr legales Ansinnen und Handeln. Die Selbstdefinition als ein neutrales Hilfswerk und der Respekt vor den gesetzlichen Vorschriften waren die besten Voraussetzungen für meist problemlose Zusammenarbeit mit den Behörden.

Anfang Oktober 1933 entstand in Zürich das Comité d'aide aux enfants d'émigrés allemands, Schweizer Sektion, das ein Kinderheim in Paris finanziell unterstützte, Patenschaften für Kinder organisierte und Kleider, Spielzeug und Bücher sammelte. Das Comité verselbständigte sich im Frühjahr 1934 und trug ab Januar 1935 den Namen Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder. Bereits im Mai 1934 initiierte die Lehrerin und Frauenrechtlerin Georgine Gerhard die Entstehung des Basler Hilfswerks für Emigrantenkinder, die weiteren Sektionen wurden in der Deutschschweiz und im Tessin bis etwa Ende 1935 gegründet, in der Romandie entstanden sie später. Die lokalen Sektionen arbeiteten autonom, der föderalistische Verband wurde von der Zürcher Zentralstelle sowie der Delegiertenversammlung koordiniert. Die Autorin widmet selbständige Porträts der jahrelangen Präsidentin Ellen Seeburger-Vogel, der Generalsekretärin und Historikerin Nettie Sutro und dem Kassier und Unternehmer Georges Bloch, der als wichtiges Bindeglied zu den jüdischen Organisationen agierte. Sie porträtiert auch die Baslerin Georgine Gerhard sowie Dora Rittmeyer-Iselin, die in Sankt Gallen wirkte und Bertha Hohermuth, die eine internationale Karriere anstrebte.

Salome Lienert verfolgt die chronologische Geschichte des SHEK und sein Engagement für deutsche und österreichische Emigrantenkinder, die unter erbärmlichen Bedingungen in Frankreich lebten. Das SHEK brachte diese Kinder zur Erholung in die Schweiz. Die erfahrene Organisatorin der sogenannten Kinderzüge, Mathilde Paravicini, organisierte für das SHEK die Zugtransporte, die Sozialdemokratin Regina Kägi-Fuchsmann half anfänglich, die Ferienplätze in Pflegefamilien und Heimen zu sichern. Die unterernährten Kinder wurden 6 bis 12 Wochen «durchgefüttert», 75 Prozent davon bei Pflegeeltern, die sie oft mehrmals einluden und mit Paketen und Geld unterstützten. Die meisten von den fast 5000 Ferienkindern, die sich 1933–1939 in der Schweiz erholen konnten, waren jüdisch, nur etwa zehn Prozent davon russische Emigrantenkinder. Das SHEK unterstützte während dieser Jahre auch Emigrantenkinder in Prag.

Für den grössten Erfolg, die 300-Kinder-Aktion, zeichnete die Leiterin des Basler SHEK verantwortlich. Georgine Gerhard gelang es nach der «Reichskristallnacht» vom 9.–10. November 1938, eine Einreisebewilligung für 300 jüdische Waisenkinder aus Frankfurt am Main und aus den Grenzgebieten zu ergattern. Der Chef der Fremdenpolizei, Heinrich Rothmund, erlaubte eine Ausnahme für die «unschuldigen Opfer», obwohl die Schweizer Grenzen für jüdische Flüchtlinge gesperrt waren. Salome Lienert knüpfte an ihre unveröffentlichte Lizenziatsarbeit «Jüdische Flüchtlingskinder in der Waldeck in Langenbruck, BL, 1939–1945» (Genf, 2003) an und widmete diesem exemplarischen Fall ein Kapitel.

Nach Gründung der Dachorganisation Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für geschädigte Kinder (SAK) im Januar 1940 übernahm das SHEK die Verantwortung für die ca. 5000 legal oder illegal eingereisten, meist jüdischen Kinder in der Schweiz. Wie die Autorin schreibt, spielte das relativ kleine Hilfswerk eine zentrale Rolle in der Flüchtlingshilfe. Dank seiner Vernetzung mit anderen Flüchtlingsverbänden und mit dem Schweizerischen Roten Kreuz, Kinderhilfe (SRK, Kh, seit 1942), vor allem dank seiner proklamierten Neutralität, übertrug ihm der Bundesrat am 1. Dezember 1942 die Verantwortung für die alleinstehenden Flüchtlingskinder bis zu 16 Jahren. Ausserdem war die Aufgabe des SHEK die sogenannte Lagerbefreiung der Schulkinder aus den Auffanglagern. Sie wurden in Schweizer Pflegefamilien oder Heimen untergebracht, meist gegen den Willen ihrer Eltern. Im Glücksfall durften sie bei ihren Verwandten oder Bekannten leben. Diese zum Teil tragische Praxis wurde heftig kritisiert. Die Konflikte, unter anderem mit einem Teil der jüdischen Organisationen, spitzten sich zu.

Das SHEK versuchte, für die Jugendlichen eine solide Ausbildung und Berufslehre zu sichern, um sie für die Weiterwanderung auszurüsten. Weil sich die Schweiz als ein Transitland verstand, sorgte das SHEK auch für die Auswanderung. Bei seiner Auflösung Ende 1947 befanden sich noch 601 Schützlinge in seiner Obhut, für die eine Lösung gesucht wurde. Die Mitarbeitenden des SHEK engagierten sich weiterhin in der Kinderhilfe und gründeten 1951 in der Nähe von Jerusalem das überkonfessionelle Kinderdorf Kirjath Jearim für die Benachteiligten in Palästina.

Salome Lienert wertet in ihrem Werk sorgfältig zahlreiche Quellen und Literatur sowie Gespräche mit Zeitzeugen aus. Sie füllt eine bisherige Lücke in der Erforschung der Kinderhilfe.

Helena Kanyar Becker, Basel

Eric Monnier, Brigitte Exchaquet-Monnier, **Retour à la vie. L'accueil en Suisse romande d'anciennes déportées françaises de la Résistance (1945–1947)**, Neuchâtel: Alphil, 2013, 411 pages.

Qui connaissait le sujet contenu dans le titre de cet ouvrage? Aucune étude approfondie ne lui avait été consacrée. C'est un travail de recherche méticuleux et considérable qu'ont entrepris les auteurs, Eric Monnier et Brigitte Exchaquet-Monnier. Ils y ont été amenés par des circonstances familiales. Sans doute ce livre, qui est l'œuvre d'historiens amateurs, présente-t-il des défauts de méthode. Ainsi, dans leur louable souci d'exhaustivité, les auteurs ont-ils quelque peu omis de hiérarchiser le flot d'informations, très souvent inédites, qu'ils apportent. Mais comme le dit à juste titre Marc Perrenoud dans sa préface, le couple a écrit un «livre essentiel». Celui-ci relate donc l'accueil en Suisse, pour des séjours de convalescence plus ou moins longs, de femmes résistantes françaises, ainsi que d'un

certain nombre de Juives, les unes et les autres rescapées de Ravensbrück ou Bergen-Belsen.

Tout est parti d'une initiative de l'Association des déportées et internées de la Résistance (ADIR), à la tête de laquelle on trouve une femme remarquable, Geneviève de Gaulle Anthonioz (1920–2002), nièce du général, qui a connu elle-même l'enfer des camps. On la retrouvera plus tard, aux côtés d'autres anciennes victimes de la barbarie nazie, dans la dénonciation de la torture en Algérie et dans le mouvement de soutien à Djamila Bouhired. L'initiative d'accueillir des déportées en Suisse est relayée sur place par un certain nombre de bonnes volontés privées, avec le soutien du Don suisse (l'actuel Swissaid), une institution patronnée par le Conseil fédéral qui avait aussi pour but de faire oublier l'attitude ambiguë de la Confédération pendant la guerre, comme le suggérait Jean-Claude Favez dans une étude consacrée à cette œuvre d'entraide humanitaire.

La première partie du livre est consacrée aux neuf maisons d'accueil où ces déportées vont recouvrer la santé physique et, sinon la joie de vivre, du moins le goût à la vie. À côté d'inconnues, on y retrouve les noms de grandes résistantes, telle Thérèse Giraud, agente de liaison du colonel Gilles, alias Joseph Epstein. Ou Charlotte Delbo, auteure de *Aucun de nous ne reviendra*, l'un des livres majeurs sur la déportation. Ou encore l'ethnologue et future opposante à la guerre d'Algérie Germaine Tillion. À l'horreur des camps de concentration s'oppose une nature idyllique et la vision quasi paradisiaque d'une Suisse qui n'a pas connu l'enfer et où l'on trouve chocolat, crème fraîche et cigarettes... Des pages qui, à tort, pourraient paraître anecdotiques mais qui sont émouvantes sont consacrées au souci des anciennes déportées de se faire belles, de mettre du rouge à lèvres, ce qui choque parfois les populations locales! Il s'agit de revenir à l'humanité, après avoir été des *Stücke* dans les camps. On se rappelle la phrase de Himmler: «Elle vivront de la boue, elles deviendront de la boue.» Ces convalescentes – sur les plans physique et moral – reçoivent la visite de personnalités françaises, comme Henri Guillemin ou François Mauriac. Elles nouent aussi des contacts avec des Suisses, et surtout ceux qui se sont engagés contre le fascisme. Des journalistes, notamment féminines (Alice Rivaz, Simone Hauert, Colette Muret) rapportent aussi les souvenirs de ces déportées dans la presse suisse. On suit la vie quotidienne de ces femmes, connues ou anonymes, avec leurs joies, leurs rires, leurs flirts avec des Suisses (parfois suivis de mariages), mais aussi leurs nuits hantées par des souvenirs atroces et la vision de leurs trop nombreuses camarades qui ont péri dans les camps.

Au prix d'un long travail de recherche, les auteurs ont réussi à établir la liste de ces rescapées internées en Suisse. Ils ont rencontré douze survivantes (dans deux cas leur fille) et ont recueilli leurs témoignages bouleversants. C'est le récit de l'arrestation, fréquemment imputable à un traître ou un collabo, de sévices, parfois de tortures. Après l'interminable voyage dans des wagons à bestiaux, un épisode revient comme un *leitmotiv*: l'arrivée au camp au milieu des projecteurs, des hurlements des SS, des aboiements des chiens, l'effroi, l'humiliante mise à nu de ces femmes de tout âge, une véritable théâtralisation de l'horreur. Puis c'est la réalité des camps, certes bien connue par de nombreux récits: les baraquements surpeuplés, les appels interminables dans le froid, le sadisme des gardiennes, le typhus, la «sélection», les chambres à gaz. Parmi ces femmes, il y a des catholiques pratiquantes, des Juives, des communistes, de grandes bourgeoises et de modestes ouvrières. Après ces mois passés en Suisse, leurs vies se sépareront. Mais

elles garderont entre elles des liens indéfectibles, cette solidarité née dans les camps et qui se perpétuera dans les réunions annuelles organisées par l'ADIR. Les rescapées pourront évoquer ces choses indicibles que les non déporté-e-s ont tant de difficulté à comprendre. Plusieurs d'entre elles ressentiront le besoin de témoigner dans les écoles, dans la presse, à la télévision, pour que l'on n'oublie pas. Il faut lire ce livre précis, émouvant et *nécessaire*.

Pierre Jeanneret, Grandvaux

Thomas David, Jon Mathieu, Janick Marina Schaufelbuehl, Tobias Straumann (Hg./éd.), **Krisen. Ursachen, Deutungen und Folgen – Crises. Causes, interprétations et conséquences**, Zürich: Chronos Verlag, 2012 (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte – Annuaire Suisse d'histoire économique et sociale, Bd. 27), 296 Seiten, 32 Abbildungen.

Krisen haben Konjunktur und besitzen Aktivierungspotential. Jüngst war dies zu beobachten, als Verwerfungen auf dem amerikanischen Immobilienmarkt auftraten und auf den globalen Banken- und Finanzmarkt übergriffen. Die dramatische Häufung fallierender Finanzinstitute und überschuldeter Haushalte liess Regierungen und supranationale Organisationen gigantische Rettungspakete schnüren und regte die Medien zu alarmierenden Schlagzeilen an. Die Gesellschaft für die deutsche Sprache kürte die «Finanzkrise» gar zum Wort des Jahres 2008. Unter diesem gegenwärtigen Eindruck interessiert sich die Geschichtswissenschaft verstärkt für historische Momente, in denen sozioökonomische Strukturen in Bewegung gerieten, die Verletzlichkeit gesellschaftlicher Ordnung sichtbar wurde und sich fundamentale Unsicherheit hinsichtlich komplexer Ursachengefüge und Bewältigungsstrategien breitmachte. Und in denen jeweils, so darf nicht vergessen werden, wirksame Arrangements für die Zukunft getroffen wurden. In kurzer Zeit legten HistorikerInnen Untersuchungen vor, in denen Krisen beispielsweise aus kulturhistorischer Perspektive analysiert wurden.³ Krisen haben auch die Schweizerische Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte aktiviert: Sie hat AutorInnen laufender oder unlängst abgeschlossener Forschungsprojekte aus der Schweiz zu einer Jahrestagung geladen und deren Beiträge in Form eines Jahrbuchs publiziert. Die HerausgeberInnen Thomas David, Jon Mathieu, Janick Marina Schaufelbuehl und Tobias Straumann wollen, wie sie in der Einleitung betonen, «die Vergangenheit erhellen, um die Gegenwart besser zu verstehen» (S. 10). Der in den Medien dominierenden Engführung auf die Finanzkrise stellen sie eine Vielzahl und Vielfalt von Krisentypen gegenüber, die vom Spätmittelalter bis in die Gegenwart reichen. Die zentrale Erkenntnis des Jahrbuchs lautet, dass Krisen in der Vergangenheit vor Grenzen zwar nicht haltgemacht haben, die Folgen entsprechend den «wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Strukturen auf nationaler und regionaler Ebene» aber unterschiedlich ausfielen und bewältigt wurden (S. 17). Die langfristige Perspektive widerlegt die gängige These, wonach Krisen allein ein Merkmal der westlichen Moderne darstellen.

3 Thomas Mergel (Hg.), *Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen*, Frankfurt a.M. 2012 (Eigene und fremde Welten, Bd. 21); Carla Meyer, Katja Patzel-Mattern, Gerrit Jasper Schenk (Hg.), *Krisengeschichte(n). «Krise» als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive*, Stuttgart 2013 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte, 210).

Nachfolgend seien die fünfzehn Beiträge des Jahrbuchs in Stichworten wiedergegeben: Für den ersten Teil («Theoretische Perspektiven») konnte mit Hansjörg Siegenthaler ein ausgewiesener Krisen-Spezialist gewonnen werden, der seine in zahlreichen Studien zum diskontinuierlichen sozioökonomischen Wandel entwickelten Überlegungen im Begriff des «Regelvertrauens» verdichtet. Den zweiten Teil («Krisen in der Vormoderne») eröffnet Oliver Wetter, indem er eine 743 Jahre umfassende Zeitreihe zum Rheinhochwasser konstruiert und Überlegungen zu historischen Lerneffekten anstellt. Den Konnex von Witterung und Versorgungskrisen in den burgundischen Niederlanden des 15. Jahrhunderts macht Chantal Camenisch zum Gegenstand ihrer Untersuchung. Monika Gisler bietet einen Literaturbericht zur langwierigen und die Frage der Effizienz von Märkten tangierende Forschungsdebatte um die niederländische «Tulpenmanie» in den 1630er Jahren. Luca Mocarrelli widmet sich in seinem Beitrag den Subsistenzkrisen des 18. Jahrhunderts, in deren Verlauf sich Mailand als erklärungsbedürftig resistent erwies. Den dritten Teil («Krisen und Staat») eröffnet Daniel Krämer, indem er binnenschweizerische Unterschiede von Mangelernährung in aufwendigen Visualisierungen herausarbeitet, die 1816/1817 infolge eines Vulkanausbruchs in Indonesien auftraten. Juri Auderset und Peter Moser reflektieren die körperlich erfahrene Ernährungskrise im Ersten Weltkrieg und spüren den von den Akteuren in der Zwischenkriegszeit entwickelten agrarpolitischen Bewältigungsstrategien nach. Sébastien Guex wartet mit einem knappen Abriss über die schweizerische Konjunkturpolitik im 20. Jahrhundert auf und diskutiert Gründe, warum sich die Exekutive für keynesianische Interventionen kaum empfänglich zeigte. Am Beispiel der Stadt Genf zeichnen Gérard Duc und Olivier Perroux Verschränkungen von Energie- und Wirtschaftskrisen über die letzten 140 Jahre nach. Philipp Müller arbeitet die Deutungen, Interessen und Konsequenzen der Währungs-, Finanz- Wirtschafts- und Sozialpolitik heraus, mit welchen die schweizerische Eidgenossenschaft der Weltwirtschaftskrise beizukommen suchte. Der für die Erdölkrise von 1973 geläufigen These einer Angebotsverknappung erteilt Daniele Ganser eine Abfuhr, regt dafür eine Verbindung zum Ende des Bretton Woods-Systems an. Den Auftakt in den vierten Teil («Krisen und Gesellschaft») macht Sandro Guzzi-Heeb mit einer mikrohistorischen Untersuchung zu den Beziehungen zwischen Sexualität und Krise im Val de Bagnes im 19. Jahrhundert. Drew Keeling nimmt die US-amerikanische Finanzkrise von 1907/1908 zum Ausgangspunkt, um die von der Forschung vernachlässigte Rückwanderung von Arbeitskräften nach Europa zu beleuchten. Dass die 1930er Jahre in Europa zu einer konfliktiven Neudefinition von Männer- und Frauenarbeit genutzt wurden, zeigt Céline Schoeni auf eindrückliche Weise. Im abschliessenden Teil («Unternehmenskrisen») schreibt Pierre-Yves Donzé gegen die Deutung der in den 1970er und 1980er Jahren währenden «Uhrenkrise» als einer Innovationskrise an. Seine überzeugende Neubewertung stellt primär auf den Vergleich der organisatorischen Produktionssysteme in der Schweiz und in Japan ab.

Festzuhalten bleibt, dass die Beiträge unterschiedlichste Akzente setzen und in ihrer Qualität variieren. Entgegen der Ankündigung im Vorwort stellen nur die wenigsten AutorInnen einen expliziten Bezug zur Gegenwart her. Weniger die Überschriften als der von den HerausgeberInnen im Untertitel genannte Analyseraster, demzufolge Krisen nach Ursachen, Deutungen und Folgen systematisiert werden können, vermag die heterogenen Fallbeispiele zu ordnen und aufeinander zu beziehen. Kritik ist daran zu üben, dass in einigen Beiträgen die Offenlegung

des verwendeten Krisen-Begriffs – besonders die Abgrenzung zur Katastrophe – unterbleibt. Zugegeben: Ein übergeordneter, allgemein anerkannter und theoretisch fundierter Krisen-Begriff ist nicht in Sicht. Die Chance, die analytischen Stärken respektive Schwächen spezifischer Krisen-Begriffe empirisch zu testen und die Anschlussfähigkeit an die internationale Forschung sicherzustellen, wurde in einigen Beiträgen allerdings vergeben. Dazu kommt, dass die beiden eingangs zitierten kulturhistorischen Untersuchungen materialreich nahelegen, dass Krisen immer auch kulturelle Konstrukte sind: Das Reden und Schreiben über Krisen gilt es als Wahrnehmungsphänomen und narratives Muster zu problematisieren. Ansonsten droht die vorschnelle Übernahme von zeitgenössischen Krisen-Deutungen aus den Quellen und von analytischen Krisen-Zuschreibungen aus der Forschung mehr zuzuschütten, als sie aufzudecken vermag. Ungeachtet dieser Kritik ist als Verdienst des Jahrbuchs hervorzuheben, dass es eine breitgefächerte Bestandsaufnahme historischer Krisenphänomene und Anregungen für eine vergleichend angelegte Krisenforschung bietet. Zu wünschen bleibt, dass sich das Krisen innewohnende Aktivierungspotential auch in entgegengesetzter Richtung entfaltet. Oder anders formuliert, dass – im Sinne der HerausgeberInnen – Wissen um Krisen der Vergangenheit die Akteure der Gegenwart zu informieren vermag.

Roman Wild, Universität Zürich

Charles Julier, Dominique Maye, **Les Maye de Chamoson. Généalogie de 1600 à nos jours. La Maison perdue**, Sierre: Editions à la Carte, 2013, 329 pages.

Etablir la généalogie de sa propre famille, c'est une entreprise de longue haleine quand on se propose – dans un terroir comme celui de Chamoson, commune du Bas-Valais située entre Sion et Martigny, d'identifier plus 1200 personnages portant tous le nom de Maye. Avec l'aide de l'archiviste Gérard Panisset, Dominique Maye a patiemment dépouillé registres paroissiaux et actes notariés, pour établir un surprenant document: une «tapisserie» de près de deux mètres de longueur, qu'on pourrait qualifier de merveille d'art brut, si elle n'était d'abord la base de 70 pages de «Généalogies» où les porteurs du nom de Maye – et leurs descendants – pourront retrouver le nom de leurs ancêtres.

L'un de ces descendants, Charles Julier – dont la famille avait émigré à Genève –, a voulu compléter ce répertoire à sa manière. Se rendant sur les lieux avec son cousin Dominique Maye, il s'est livré à une exploration qui présente un double caractère: familial – il s'agit de rencontrer les parents restés au pays – et ethnographique: la parole des habitants du village va permettre d'écrire la chronique de la région.

Au début du XX^e siècle, Chamoson est une commune rurale dont les activités sont diversifiées. L'agriculture et l'élevage y voisinent avec une mine de fer dont il reste quelques traces. Mais la viticulture se développe au point de devenir majoritaire: aujourd'hui la commune compte 427 hectares de vigne, répartis entre 1120 propriétaires. Certains exploitants commercialisent eux-mêmes leur production, créant des maisons comme celle des Fils Maye à Riddes, qui connaîtront des périodes de prospérité.

Mais attention: la prospérité n'est pas toujours au rendez-vous. Il y eut des crises, dans les années 1920 et 1930 – certaines familles sont ruinées. Interrogeant leurs membres survivants, Charles Julier et Dominique Maye tentent d'élucider les mécomptes de leur grand-père, Joseph Maye (1878–1971), obligé de vendre sa maison et ses terres.

Ce grand-père n'était pas que propriétaire. C'était aussi l'instituteur du village. C'est l'occasion pour nos auteurs de décrire tout un volet – culturel – de la vie de cette communauté villageoise. La musique y joue un rôle important, illustré par la présence de «chorales» et de «fanfares», qui pouvaient avoir une coloration politique. Comme d'autres en Valais, cette région a connu la lutte sans merci des «gripioux» (radicaux) et des «ristoux» (conservateurs catholiques).

Parmi les notables locaux, l'écriture n'était pas négligée. Plusieurs d'entre eux ont laissé des textes intéressants, comme Frédéric Gaillard, président de la commune, qui en 1872 rédige une histoire du village, et fournit la liste des principales familles. Plus étonnant, le cas de Cyprien Maye (1772–1866), herboriste et propriétaire, qui eut à cœur de rédiger une sorte d'inventaires des plantes médicinales de la région. Un autre personnage, Alexandre Dumaye, se borne à recopier des pages du code civil. Mais son destin est digne d'être mentionné: outre que son portrait figure au Musée de Valère, à Sion, il fit une brillante carrière militaire dans les armées de Napoléon.

Dans leurs déambulations d'une maison à l'autre, nos enquêteurs précisent des points de topographie, et découvrent un fragment de poêle portant les armoiries de la famille (elles font partie de l'abondante illustration en couleurs du livre). Leurs témoins – souvent des femmes – se révèlent des informateurs infatigables. La chronique familiale montre que comme d'autres communes valaisannes, Chamoson n'a jamais vécu en vase clos. Elle a connu des vagues anciennes d'immigration (surtout piémontaise). Au XX^e siècle, l'émigration est importante. Toute une branche des Maye s'établit au Maroc, au sud de Casablanca, et y pratique l'agriculture. Les retours au pays permettent de comparer les genres de vie. Celui de Chamoson, jusqu'au milieu du XX^e siècle, est évoqué d'une façon saisissante par Pierrot Burrin, qui vit aujourd'hui retiré à Genève. Au gré des activités les plus variées – apprenti boulanger puis «commandié» (terme patois désignant celui qui règle la répartition de l'eau sur les terres), il acquiert une vision singulièrement riche de la vie locale, caractérisée par l'existence de familles nombreuses, de logements exigus, d'enfants rapidement mis au travail.

Dans leurs transcriptions d'entretiens, les auteurs ont eu à cœur de restituer le climat des rencontres, la qualité d'un langage qui se souvient de toute une tradition de récits oraux. Partis en quête de leurs racines, soucieux de rendre justice à une communauté villageoise d'un Valais moins connu que celui des vallées alpines, ils ont su mettre en scène les multiples relais de la mémoire que connaissaient les sociétés anciennes.

Luc Weibel, Genève

Viktor Weibel, **Schwyzzer Namenbuch. Die Orts- und Flurnamen des Kantons Schwyz**, 6 Bde., Schwyz: Druckerei Triner AG, 2012, 3599 Seiten / Viktor Weibel, **Vom Dräckloch i Himmel. Namenbuch des Kantons Schwyz**, Schwyz: Druckerei Triner AG, 2012, 752 Seiten.

Das Namenbuch des Kantons Schwyz umfasst ein fünfbändiges Lexikon und einen Einleitungsband mit Register.⁴ Zusätzlich ist zum gesamthaft rund 3600 Seiten starken, wissenschaftlichen Namenlexikon eine vielbeachtete, erfolgreiche und kompakte Volksausgabe publiziert worden, die vereinfachte Besprechung

4 Dieser Rezensionstext stellt eine Überarbeitung einer bereits veröffentlichten Rezension des Verfassers dar; in: *Traverse* 3 (2013), S. 167.

der Orts- und Flurnamen aus dem Grundlagenwerk enthält. Dieser Ausgabe liegt ausserdem ein USB-Stick mit georeferenzierten Namendaten und einem vollständiges PDF des mehrbändigen wissenschaftlichen Lexikons bei.

Nach dem Urner (1988–1991) und Nidwaldner (2003) Namenbuch legt Viktor Weibel damit sein drittes kantonales Namenlexikon vor.⁵ Seine Beschäftigung mit den Orts- und Flurnamen im Kanton Schwyz begann aber bereits zu Studienzeiten 1965 und mündete 1973 in eine Dissertation, die als direkte wissenschaftliche Vorarbeit für ein kantonales Namenlexikon gedacht war. Doch erst 2001 konnte ein entsprechendes Projekt finanziert und in Angriff genommen werden, indem Viktor Weibel und sein Historikerkollege Albert Hug für das Kantonsgebiet innert sieben Jahren fast 18 000 unterschiedliche Örtlichkeitsnamen, mit ca. 70 000 mündlichen und schriftlichen Belegen sammelten. Diese wurden in einer Datenbank aus über 224 Befragungen von lokalen Gewährspersonen und aus der Sichtung und Transkription von 4550 historischen Archivquellen zusammengetragen. Auch wenn schon einige Vorarbeiten existiert haben, sind dies beeindruckende Zahlen für die Sammlung und Sicherung einer kantonalen Namenlandschaft, die den Fleiss der Bearbeiter dokumentieren. Bis zum Jahre 2012 wurde anschliessend das Datenmaterial sprachwissenschaftlich ausgewertet und lexikographisch bearbeitet.

Das entstandene wissenschaftliche Nachschlagewerk organisiert sich alphabetisch nach den Grundwörtern der mehrheitlich komponierten Örtlichkeitsnamen und folgt einer strengen, aber eigenen Systematik, die auf drei Seiten erklärt werden muss (Bd. 6 S. 23–25). Unerfahrene Lexikonleser benötigen dafür etwas Eingewöhnung oder können sich mit dem Umweg über das Register behelfen. Bei Artikeln noch heute gebräuchlicher Toponyme werden neben der normalisierten Namenangabe zusätzlich die dialektalen Aussprachen des Namens phonetisch angegeben. Ein Kreuz kennzeichnet anderenfalls, dass der Name nicht mehr gebräuchlich, sondern historisch ist. Über die Angabe der Gemeinde, der Koordinaten und eine Lagebeschreibung werden die jeweiligen Orts- und Flurnamen lokalisiert. Darunter aufgelistet finden sich von der ältesten zur jüngsten Form aufsteigend historische Namenbelege, worüber die unterschiedlichen Schreibungen und die sprachliche Entwicklung des Namens nachvollzogen werden kann. Quellenverweise ermöglichen den Zugang zu den Primärquellen. Bei nicht selbsterklärenden Namen schliessen die Namenartikel im Sinne klassischer Namenkunde mit einer sprachwissenschaftlich-etymologischen Rekonstruktion der Wortbedeutungen, die stellenweise bis ins Indogermanische zurückgeführt wird. Oft, aber nicht grundlegend stützen sich diese Namendeutungen auf regionalonymische oder -historische Kontexte.

Die Menge der gesammelten Namenbelege unterscheidet sich von Artikel zu Artikel stark und variiert von der Anführung eines singulären Einzelbelegs bis zur Auflistung einer Reihe von 15 historischen Belegen. Ihre Aussagekraft ist deshalb manchmal schwer einzuschätzen. Die Quantität der Datengrundlage des Lexikons als Ganzes ist zwar eindrucklich, deren Entstehungsbedingungen bleiben aber etwas diffus. Die vollständige Aufnahme aller historischen Namenbelege aus allen Archivquellen des Kantons ist ein theoretisches Ziel, keine erreichbare Tat-

5 Albert Hug, Viktor Weibel, Urner Namenbuch, 4 Bde., Altdorf 1988–1991; Albert Hug, Viktor Weibel, Nidwaldner Orts- und Flurnamen, 5 Bde., Stans 2003.

sache. Es bleibt ungeklärt, in welchen Archiven welche Quellen aus welchen Gründen berücksichtigt oder weggelassen wurden. Zu dieser aus quellenkritischer Sicht wichtigen Frage ist im Einleitungstext nur die Rede von «diversen Quellen», «umfangreichem Belegkorpus», «Riesenmenge an Quellenmaterial» oder der Berücksichtigung «topographischer Reiseliteratur» (Bd. 6, S. 18).

Nur gerade 30 von 3600 Seiten geben über Aufbau, Zweck und Konzeption des detaillierten, sorgfältigen und qualitativ zweifelsfrei hochstehenden Lexikons Auskunft. Das ist wenig Raum, um solche nicht selbstverständlichen Forschungsanstrengungen zu erklären. Dazu äussert man sich lediglich im Geleitwort und im Editorial. Namen seien allgegenwärtig, helfen bei der Orientierung und seien Teil der Kultur, in der sie Identität stiften würden (Bd. 6, S. 9ff). Das vorliegende Lexikon würde dabei helfen, ein «Urbedürfnis» zu befriedigen und etwas besser zu verstehen, was man täglich benutzen würde, dessen Herkunft aber unbekannt ist.

Diesen Zweck kann das Lexikon tatsächlich erfüllen. Interessierte Kartenleser, Wanderer oder Heimatforscher können über das Lexikon einen sprachhistorischen Zugang zu durch semantische Isolation unverständlich gewordenen sprachlichen Zeichen im topographischen Raum erlangen. Vollständige Klärung eines Namens vermag das Lexikon freilich nicht in jedem Fall zu leisten, und die Qualität der Artikel schwankt auf hohem Niveau. Jedenfalls fördert das Lexikon aber das Bewusstsein für die historische Tiefe der aktuellen Namenlandschaft, ohne einem historistischen Ursprungsmythos zu erliegen. Für andere Ortsnamenforschungsprojekte ist das Werk zudem eine weitere wichtige Vergleichsquelle für Toponyme im eigenen Untersuchungsgebiet.

Fraglich ist allerdings der Nutzen für andere Forschungsrichtungen, obwohl er im Geleitwort angepriesen wird. Zwar sind Verwendungen seitens der Archäologie, Geschichtswissenschaften, Geologie und Mineralogie für gewisse Fragestellungen denkbar, die Namenforschung wird in den jeweiligen Disziplinen aber kaum wahrgenommen, und der unmittelbare Nutzen des Nachschlagewerkes für diese Forschungsdisziplinen erschliesst sich nicht selbstverständlich. Für den Historiker stellt das Lexikon immerhin eine grosse Hilfe bei der Lokalisierung von Örtlichkeiten dar, die in historischen Quellen gefunden, aber keinen aktuellen Orten mehr zugeschrieben werden können. Ein wirklicher Mehrwert für andere Forschungsdisziplinen läge wahrscheinlich in thematischen (historisch, geologisch usw.) Auswertungen des bearbeiteten Namenbestandes als Ganzes, die aber vonseiten der Namenspezialisten erfolgen müsste.

Besonders bemerkenswert am Schwyzer Namenbuch ist die zukunftsweisende Volksausgabe. Sie enthält ein Lexikon, das nochmals alle Orts- und Flurnamen des Kantons streng alphabetisch und nicht nach dem Grundwortprinzip aufführt. Die Informationen zu den Namen führt es in Kurzform auf. Nur der älteste Namenbeleg wird erwähnt, und man beschränkt sich auf eine knappe Deutung des Namens ohne sprachwissenschaftliche Besprechung.

Diesem Lexikon ist eine fast 50-seitige Einführung vorangestellt, die nicht nur erklärt, wie das Namenbuch zustande gekommen ist, sondern auch einen typologischen und thematischen Streifzug durch die Namenlandschaft im Kanton Schwyz unternimmt: Wie ist der Name Schwyz zum Landesnamen geworden? Welche verschiedenen Siedlungsnamentypen existieren im Kanton, und was sagen diese über die Besiedlungsgeschichte aus? Wie alt sind die Bergnamen?

Grosse Beachtung hat der im Deckel verborgene USB-Stick in Schlüsselform erfahren. Darauf sind die Orts- und Flurnamen des Lexikons auf Karten (on- und

offline) lokalisiert. Zudem finden sich auf dem Datenträger alle Bände des wissenschaftlichen Namenlexikons als PDF. Ein interessantes Publikationskonzept, das in anderen laufenden Namenforschungsprojekten im deutschsprachigen Raum sicher zu reden geben wird. *Jürgen Mischke, Universität Basel*

Allgemeine Geschichte / Histoire générale

Julia Herzberg, **Gegenarchive. Bäuerliche Autobiographik zwischen Zarenreich und Sowjetunion**, Bielefeld: transcript Verlag, 2013, 494 Seiten.

In russischen Archiven liegen Schätze: Unzählige bäuerliche Autobiographien aus dem 19. und 20. Jahrhundert sind dort aufbewahrt. Allein die Geschichte ihrer Überlieferung ist abenteuerlich, die Julia Herzberg in ihrer Bielefelder Dissertation nachzeichnet. 300 Lebensgeschichten hat die Autorin ihrer Studie zugrunde gelegt. Im Mittelpunkt ihrer Auswertung stehen allerdings nicht die Erfahrungen der Landbevölkerung, nicht unmittelbar deren Leben – das wäre eine neue Arbeit, sich die Welt der Bauern über diese Selbstzeugnisse zu erschliessen –, sondern die Art, wie die Texte «gemacht» und konstruiert wurden. Julia Herzberg versteht sie als «Produkte eines Aushandlungsprozesses» (S. 405). Ihr geht es um die Motive der Schreibenden, um deren Sinnzuschreibungen und Identitätsbildungen sowie um die Kommunikationsräume, in denen sie entstanden. So stellt sie das Instrumentarium bereit, bäuerliche Autobiographien zu analysieren. Nicht zuletzt werden «gesamteuropäische Biographiemuster» (S. 406) sichtbar.

Folgerichtig gliedert sie ihre Untersuchung nach drei Kommunikationsräumen. Der erste bezieht sich auf Presse und Publizistik. Julia Herzberg kann zeigen, dass die Bauern im Wesentlichen über die erlebte Sklaverei in der Leibeigenschaft, über die Behinderung ihres Talents oder über ihre religiöse Konversion, in der Regel vom Altgläubigentum zurück zur Orthodoxie, schrieben. Ihre Geschichten folgten traditionellen Biographiemustern und orientierten sich an der Erwartungshaltung der Herausgeber ihrer Schriften. Sie konnten manchmal «die Utopie einer Modernisierung Russlands durch das Dorf und auf dem Land illustrieren» (S. 149). Offenbar waren die Autobiographien zwar «Teil der Lebenswelt» (S. 33), aber zugleich inszeniert. Sie sind demnach keineswegs ein unmittelbarer Spiegel der ländlichen Verhältnisse. Julia Herzberg verdeutlicht dies an mehreren Beispielen, nachdem sie zunächst den allgemeinen Kontext geschildert hat.

Ähnlich geht sie auch in den folgenden Kapiteln vor. Die Erwartungshaltung der Adressaten für die Veröffentlichung spielte ebenfalls im zweiten Kommunikationsraum eine Rolle, den die Autorin erforscht hat: in den Autobiographie-Projekten. Namentlich behandelt sie die Vorhaben von Vladimir Bonč-Bruevič (1873–1955), Nikolaj Rubakin (1861–1946) und Aleksandr Jacimirskij (1873–1925). Alle drei verfassten Aufrufe an die Bauern und verfolgten dabei besondere Zwecke. Der spätere Bolschewik Bonč-Bruevič, ein begeisterter Sammler und Archivar, wollte die Lebensgeschichten von «Sektierern» aufbewahren und publizieren, weil er in den religiösen Abspaltungen einen sozialen Protest gegen die zaristische Gesellschaft und einen Ausdruck kommunistischer Lebensweise er-

blickte. Wie sich anhand der oft jahrelangen Korrespondenz sagen lässt, gingen viele Bauern auf diese Vorgaben ein, knüpften am hagiographischen Muster des Märtyrertums an oder stellten eine allmähliche politische Bewusstwerdung dar. Dabei entwickelten sie aber durchaus auch eigene Vorstellungen. Rubakin ging es um eine «Zivilisierungsstrategie» (S. 268). Die Bauern sollten zur «Volksintelligencija» werden (S. 278). Wiederum gab es «Musterbiographien» (S. 283), Vorbilder und Kriterien, die das bäuerliche Schreiben anleiteten. Doch unter diesen Ansprüchen radikalisierten sich die Bauern und entwickelten eigene Partizipationswünsche. Ähnliche Motive bestimmten den Slawisten Jacimirskij. Er wollte eine «Galerie russischer Naturtalente» (S. 290) herausgeben und suchte bäuerliche Poeten und Künstler. Der Leistungsdruck erwies sich jedoch als zu gross. Jacimirskij musste sein Projekt schon bald wieder aufgeben. Bonč-Bruevič und Rubakin – dieser dann in der Schweizer Emigration – setzten ihre Initiativen auch nach der Revolution von 1917 fort. In beiden Fällen bedeutete der Stalinismus das Ende ihrer Bemühungen. Wie Julia Herzberg am Beispiel des 1937 erschossenen Michail Novikov belegt, verloren die schreibenden Bauern «jegliche Deutungsmacht über (ihre) eigene Autobiographie» (S. 260). Nicht verhindert werden konnte immerhin die Aufbewahrung der Schriften. In der Analyse der Korrespondenz zwischen den Bauern und den Projektinitiatoren tritt im Übrigen Herzbergs Methode besonders deutlich hervor: «Statt sich anzumaßen, in die Köpfe historischer Akteure hineinzublicken, ist es ein Hauptanliegen dieser Studie, die Beziehungen nachzuzeichnen, in denen autobiographisches Schreiben stand» (S. 266).

Anders gelagert ist ein dritter Kommunikationsraum, das «Schreiben im Familienkreis» (S. 317). Da diese Zeugnisse in der Regel nicht veröffentlicht wurden, strebten die Bauern nicht nach «Aufmerksamkeit» (S. 317). Sie dokumentierten – oft in Tagebüchern – ihren Alltag, wollten Regelmässigkeiten etwa beim Wetter herausfinden, bestimmte Vorgänge vor dem Vergessen sichern, Charaktereigenschaften hervorheben, Erfahrungen weitergeben, Bilanz ziehen. Weiterhin dienten diese Schriften der Selbstdisziplinierung oder erfüllten religiöse Funktionen. Häufig tauchen Träume und Visionen auf, die auch Einblicke in gewandelte Deutungsmuster ermöglichen. Zahlreiche Tagebücher wurden nach dem Tod der Erstschreibenden von Familienmitgliedern weitergeführt. Man schrieb «als Familie» (S. 370), das Niedergelegte wurde offenbar vielfach in der Familie kommuniziert, sodass ein «Familiengedächtnis» entstand (S. 372). «Das gemeinsame Tagebuch diente der Familie als identitätsstiftender Erinnerungsort, der Rückbezug und die Verfertigung einer gemeinsamen Vergangenheit erlaubte» (S. 382). Tote und Lebende waren dabei vereint. Auch Bäuerinnen beteiligten sich an diesen kollektiven Autobiographien. Wenn sie selbst ein Tagebuch schrieben, verfassten sie weniger ein «Wirtschaftsbuch» wie meist die Bauern, sondern ein «Schreibebuch»: Sie erzählten über Ereignisse (S. 400). Weibliche Selbstzeugnisse sind in geringerem Masse überliefert. Vermutlich schrieben die Frauen weniger aufgrund der höheren Analphabetenrate und Arbeitsbelastung. Bauern lernten eher lesen und schreiben. Nicht zuletzt war die Wehrpflicht für die Schreibfähigkeit bedeutsam, die Erfahrungen im Militär gaben häufig auch den Anstoss, ein Tagebuch zu führen. Hier berichtet Julia Herzberg im Übrigen dann doch ausführlicher über diese Erfahrungen, und es rührt sich ein leises Bedauern darüber, dass aufgrund ihrer Fragestellung nur punktuell etwas über das Leben in den Dörfern zu lesen ist. Der Kommunikationsraum der Familie wurde ebenfalls im Stalinismus zerstört, insbesondere durch die Kollektivierung. «In vielen Fällen erstickte

die Kollektivierung mit der bäuerlichen Autonomie auch das Erzählen über das eigene Leben» (S. 417). Die bäuerlichen Autobiographen vertraten «Gegenwelten und ein Selbstkonzept» (S. 368), das nicht mehr geduldet wurde. Doch wiederum konnte eine Menge der «Gegenarchive» bewahrt werden. Meistens gelangten sie seit den 1960er Jahren in die regulären Archive.

Insgesamt ist Julia Herzberg ein faszinierendes Buch gelungen. Anders als bisherige Autobiographieforscher hat sie den Blick über die frühe Sowjetunion hinaus auf die Zarenzeit ausgeweitet, und sie hat weniger das «Selbst» der Bauern als deren «Beziehungsnetze» im Auge (S. 404). Besonders ist hervorzuheben: Das Bild des primitiven, anarchischen, gewaltbereiten Bauern, wie es bis heute auch in wissenschaftlichen Arbeiten undifferenziert weitergegeben wird, muss nach ihrer Studie endgültig als unhaltbar gelten.

Heiko Haumann, Elzach-Yach/Basel

Monica Rüthers, Juden und Zigeuner im europäischen Geschichtstheater, «Jewish Spaces» / «Gypsy Spaces» – Kazimierz und Saintes-Maries-de-la-Mer in der neuen Folklore Europas, Bielefeld: transcript Verlag, 2012, 247 Seiten, Abbildungen.

Der irritierende Vergleich zwischen den unterschiedlichen Minderheiten fängt als ein subjektiver Erfahrungsbericht an. Die Autorin absolvierte während ihrer Studienzeit in Basel einige Forschungsaufenthalte im polnischen Krakau, wo sie im ehemaligen jüdischen Viertel Kazimierz die Entstehung des populären Sommerfestivals miterleben konnte. Später wurde die südfranzösische Camargue zum Ferienziel für ihre Familie. Monica Rüthers beobachtete die ritualisierten Darbietungen der Wallfahrt in Saintes-Maries-de-la-Mer, wo sich alljährlich im Mai die Fahrenden treffen. Die beiden Festivitäten inspirierten sie zur Erforschung der Theatralisierung der *Jewish* und *Gypsy Spaces* und der Faszination, welche die Folklore dieser Minderheiten ausübt.

Als Steven Spielberg *Schindler's Liste* 1993 in Kazimierz verfilmte, popularisierte er die Vorstadt von Krakau bei den amerikanischen Juden. Ihre Suche nach der Familienvergangenheit, ihre *roots trips*, trugen dazu bei, dass sich das verschlafene Kazimierz in einen Rummelplatz mit neuen Cafés, Souvenirshops und Klezmer-Konzerten verwandelte. Die Musiker begannen in den Kaffeehäusern und vor allem beim Kulturfestival zu spielen, das in jedem Sommer etwa 20 000 Besucher anzieht und dessen Schlusskonzert vom polnischen Fernsehen übertragen wird. Paradoxerweise wird die Illusion eines jüdischen *Shtetls* kaum von Juden, sondern von Polen, Deutschen und Jobsuchenden diverser Nationen inszeniert. Die Autorin charakterisiert die Anziehungskraft der jüdischen Folklore und die Sehnsucht nach der verlorenen Welt chassidischer Ostjuden als einen Teil der Erinnerungskultur an den Zentraleuropa-Mythos, der nach der politischen Wende von 1989 wiederentdeckt wurde. Zur ostjüdischen Nostalgiewelle trugen ebenfalls die Fotobücher von Roman Vishniac bei, die während der 80er und 90er Jahre neu verlegt wurden. Die Meisteraufnahmen aus den orthodoxen Ghettos in Polen, Litauen, in der Ukraine und der Ostslowakei entstanden während der Jahre 1935–1939. Als einen Gegenpol zur fröhlichen Klezmer-Musik, zu amüsanten Tanzaufführungen und Workshops bietet der kommerzielle Thementourismus organisierte Besuche der polnischen Holocaust-Gedenkstätten an.

Monica Rüthers bezeichnet mit dem Begriff *Geschichtstheater* nicht nur das Festival in Kazimierz, sondern auch die Marienwallfahrt in Saintes-Maries-de-la-Mer, die allerdings ihre historischen Wurzeln in der Mitte des 19. Jahrhunderts hat.

Nach einer Legende sollten drei heilige Frauen, Maria Magdalena, Maria Salomé und Maria Jacobé, um das Jahr 40 in der Provence missionieren. Ihre Dienerin, die für ihren Unterhalt sorgte, wird als die Schwarze Sara, *Sara-la-kâli*, als Patronin der Fahrenden verehrt. Jedes Jahr am 24. Mai wird ihre Statue ans Meeresufer getragen und ihr Kleid mit Wasser benetzt. Am 25. Mai werden die heiligen Maria Salomé und Maria Jacobé gefeiert. Die Prozessionen werden von kostümierten, berittenen *Gardians* begleitet. Der Schriftsteller Frédéric Mistral (1830–1914) und der Heimatforscher Marquis Folco de Baroncelli-Javon (1869–1943) förderten die Folkloreauftritte und erfanden die provenzalischen Figuren der *Gardians* und *Arlésiennes* als eine Touristenattraktion. Baroncelli-Javon gilt als Gründer des *Camargue-Mythos*, als einer wilden, romantischen Landschaft und Heimat der freilebenden weissen Pferde und schwarzen Stiere. Er initiierte 1935 die Sara-Prozession, die von den einheimischen *Gitans*, den französischen *Manouches* und den aus Spanien eingewanderten *Kalés*, zelebriert wurde. Während der 50er Jahre entdeckten die ersten Künstler die Sara-Prozession, während der 60er und 70er Jahre begannen dorthin die Hippies zu pilgern. Heute feiern etwa 15 000 *Sinti*, *Roma* und *Jenische* ihre schwarze Patronin, und ca. 40 000 Touristen überfluten den kleinen Ort Saintes-Maries-de-la-Mer mit seinen 2500 Einwohnern. Eine Woche vor der Wallfahrt findet dort ein Markt statt, wo die *Manouches* und *Kalés* billige Waren verkaufen, wahrsagen, musizieren, Flamenco tanzen und den Touristen die Illusion exotischer Erlebnisse vermitteln. Hier spielte der legendäre Gitarrenvirtuose Manitas de Plata, der «Grossvater» der populären *Gipsy Kings*. Der Thementourismus vermarktet den Wallfahrtsort als die *Hauptstadt der Gitans*.

Die Autorin untersucht das Phänomen der *Anderen* und ihre Parallelgesellschaften im globalisierten Europa. Sie analysiert die imaginären Topographien und gängige Stereotypen der *gefährlichen Zigeuner* und der *schönen Zigeunerinnen* und Jüdinnen. Mit kritischem Impetus konfrontiert sie die exotischen Vorstellungen mit den feindlichen Reaktionen auf die gegenwärtige Armutseinwanderung der rumänischen und bulgarischen *Roma* in Westeuropa.

Um es dem Anfang der 70er Jahre eingeführten politischen Überbegriff *Roma* recht zu machen, entschied sich Monica Rüthers in ihrer innovativen, essayistischen Darstellung für die salomonische Lösung *Roma/Zigeuner*, die sie unter anderem für die *Manouches* (dt. *Manusch*), die französisch sprechenden *Sinti*, benützt. Sie verwendet als Synonyme die traditionellen Begriffe *Tsiganes* und *Gitans* und traut den identitätsstiftenden Gruppennamen der ost- und südosteuropäischen *Roma* nicht, die sie als Selbstbezeichnungen qualifiziert.

Helena Kanyar Becker, Basel

Heiko Haumann, **Hermann Diamanski (1910–1976): Überleben in der Katastrophe. Eine deutsche Geschichte zwischen Auschwitz und Staatssicherheitsdienst**, Köln: Böhlau Verlag, 2011, 443 Seiten, 55 Abbildungen.

Hermann Diamanski kam 1910 als uneheliches Kind in Berlin zur Welt. Er wurde adoptiert und wuchs in Danzig auf. 1919 starb der Vater, und die Mutter ging eine neue Ehe ein. Mit 14 Jahren heuerte er auf einem Schiff an, blieb während vier Jahren illegal in den USA und fuhr anschliessend als Heizer zur See. Damals, zwischen 1928 und 1930, trat Diamanski der KPD bei. Nach der Machtübernahme durch die NSDAP betätigte er sich im Untergrund. Über London gelangte er nach Spanien, wo er 1937/1938 bei den Internationalen Brigaden kämpfte. Allerdings stand er im Verdacht, im Auftrag des Gegners nach Spanien

gekommen zu sein. Dieser Verdacht gründete auf Lücken im Lebenslauf des Kommunisten – Lücken, die zusammen mit anderen Indizien darauf hinweisen, dass der Seemann um 1935/1936 an streng geheimen Sabotageaktionen unter Leitung des späteren Stasi-Chefs Ernst Wollweber beteiligt gewesen war.

Nach der Niederlage der Republikaner verliess Diamanski Spanien. 1940 gelang ihm die Flucht aus dem südfranzösischen Internierungslager St-Cyprien; im September 1940 wurde er jedoch in Barcelona verhaftet und der Gestapo übergeben. Nach Verhör und Folter in den Kellern des Reichssicherheitshauptamtes kam er über die Konzentrationslager Sachsenhausen und Ravensbrück im Oktober 1942 nach Auschwitz. Ab März 1943 war er Blockältester im «Zigeunerlager», von Januar 1944 an Lagerältester. Dem «Zigeunerbaron», der wegen Begünstigung von Häftlingen im Juli 1944 in die Strafkompagnie versetzt wurde und der bei der Liquidation des «Zigeunerlagers» im August 1944 psychisch zusammenbrach, bescheinigten später viele Überlebende grosse Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft. Im Januar 1945 kam er nach Buchenwald, wo er im April die Befreiung erlebte.

Im Herbst 1945 arbeitete er für das US-Militärgericht in Bad Tölz. Die Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden, illustrieren drei Ehen, die er 1945, 1946 und 1947 schloss. Er veränderte seinen Namen und sein Geburtsdatum. Im Frühjahr 1947 siedelte er zusammen mit seiner Frau, die bereits einen Sohn in die Ehe mitgebracht hatte, in die sowjetische Besatzungszone über. Neben der politischen Überzeugung dürften auch die persönlichen Netzwerke diesen Entscheid befördert haben, denn sie ermöglichten dem zuverlässigen Genossen innerhalb der Thüringer Polizei einen raschen Aufstieg. Obwohl dem ehemaligen Seemann die notwendige Ausbildung fehlte, folgten bis 1950 Beförderungen vom Leutnant über den Oberkommissar bis zum Ober-Polizeirat. Den einen galt Diamanski trotz fehlender Berufsbildung als guter Praktiker und anständiger Mensch. Andere, namentlich die Staatssicherheit, die nun vehement auf den Plan trat, hielten ihn jedoch als ehemaligen Westemigranten (im Gegensatz zu jenen, die nach 1933 in die Sowjetunion emigriert waren) für einen unzuverlässigen Abenteurer. Seine Frauengeschichten ebenso wie der Lebensstil seiner an westlicher Mode interessierten Frau erregten Anstoss. Deshalb wurde er Ende 1950 aus dem Polizeidienst entlassen und an eine Seefahrtsschule versetzt. Formell brachte er es dort zwar bis zum stellvertretenden Direktor, faktisch aber stand er auf verlorenem Posten. Es folgten weitere Untersuchungen, eine erneute Versetzung, und eine Verhaftung in West-Berlin, da er dort während einer Reise von einem DDR-Flüchtling als Ost-Spion denunziert worden war. Diamanski wurde nach fünf Tagen mangels Beweisen freigelassen und kehrte in die DDR zurück. Nun aber befürchtete die Staatssicherheit, er sei im Westen «umgedreht» worden. Als ihm nach weiteren Verhören verboten wurde, Magdeburg zu verlassen, floh er im Februar 1953 Hals über Kopf mit der Familie nach West-Berlin.

Dort bot er dem US-Geheimdienst seine Mitarbeit an – eventuell um die materielle Lage der Familie, die in einem Flüchtlingslager lebte, zu verbessern. Diamanskis Spionagetätigkeit war für die US-Behörden jedoch wertlos und wurde schon bald beendet. Er war ihnen und dem Bundesverfassungsschutz als überzeugter Kommunist bekannt; man misstraute ihm, und seine wenigen Informationen stammten teils von Leuten, die ihrerseits für die Stasi arbeiteten und über Diamanskis Tätigkeit informiert waren. Als sein Antrag auf Anerkennung als politisch Verfolgter abgelehnt und die Arbeit für den Geheimdienst gescheitert war, verliess die Familie Berlin Richtung Frankfurt. Dort fand Diamanski nach

Gelegenheitsarbeit und Arbeitslosigkeit 1957 eine Stelle. Im Auschwitzprozess trat er als Zeuge auf, und er engagierte sich in Verbänden ehemaliger Verfolgter und Widerstandskämpfer sowie in der SPD. Seine Wiedergutmachungsansprüche wurden nach langwierigen Verfahren 1970 anerkannt. Von den Entschädigungszahlungen leistete er sich ein kaum mehr fahrtüchtiges Kajütboot für Fahrten auf dem Main und einen gebrauchten Mercedes: ein wenig Luxus in den letzten Lebensjahren, bevor Diamanski 1976 an Lungenkrebs starb.

Heiko Haumann rekonstruiert das individuelle Überleben Hermann Diamanskis in der kollektiven Katastrophe des Nationalsozialismus und des Kalten Kriegs aufgrund zahlloser und äusserst heterogener Quellen, die er in jahrelanger Recherche aus gegen fünfzig Archiven in Deutschland, Polen, Russland und den USA zusammengetragen und durch Gespräche und Korrespondenzen mit einem Dutzend Zeitzeugen ergänzt hat. Er verbindet das Schicksal eines «einfachen» Mannes mit der Deutschen Geschichte vom Aufstieg des Nationalsozialismus bis zur 68er Bewegung. «Aus Diamanskis Perspektive sollen seine Lebenswelt und damit auch die gesellschaftlichen Strukturen, in denen er sich bewegte, erschlossen werden.» Es handelt sich also um eine Biographie, die durch ihre umfassende Einbettung in den historischen Kontext streckenweise den Charakter einer Gesamtdarstellung der Deutschen Geschichte erhält. Dabei wird Diamanski jedoch nicht zur blossen Illustration bereits bekannten Wissens, sondern zu einer Art Brennglas, das einen fokussierten Blick auf historische Ereignisse, Prozesse und Strukturen und damit auch neue Erkenntnisse ermöglicht. Voraussetzung dafür, dass dies dem Verfasser gelingt, sind erstens die beharrliche Suche nach dem historisch gesicherten Faktum ebenso wie nach der historisch plausiblen Erklärung, zweitens die Neugier des Historikers und drittens seine Kritikfähigkeit sowohl gegenüber den Quellen als auch gegenüber den eigenen Vorannahmen.

Die Geburt des Protagonisten, der Anfang der Biographie, ist ein prinzipiell beweisbares Faktum. Deshalb lässt der Verfasser nichts unversucht, den damaligen Geburtsnamen und das richtige Geburtsdatum abzuklären. Die Recherche selbst erweist sich als Abenteuer, und im Ergebnis wird eine Adoptionsgeschichte offengelegt, die vielleicht Diamanski selbst nicht vollends klar war. Schwieriger als die Rekonstruktion von Daten und Fakten ist die Erklärung von Diamanskis Handeln, zumal es insgesamt nur sehr wenige Selbstzeugnisse gibt. Für die Kindheit und Jugend fällt dies besonders ins Gewicht, da es hier – im Gegensatz zur Zeit nach 1933, wo Verfolgung, Widerstand und Spionage hüben wie drüben vielfältig dokumentiert sind – auch kaum behördliche Dokumente über Diamanski gibt. So bleibt Vieles im Ungewissen: weshalb er mit 14 Jahren aufs Schiff ging, was er in den vier Jahren in den USA erlebte, warum er in Spanien kämpfte oder weshalb er seinen Namen abänderte. Selbst der Charakter von Diamanskis politischer Überzeugung und ihr allfälliger Wandel bleiben uneindeutig, denn während es viele Berichte über ihn gibt, hat er sich selbst selten dazu geäußert.

Der Autor behilft sich bei der Erklärung von Diamanskis Handeln mit Kontextualisierungen und Exkursen: über das sozialpolitische Milieu in Danzig nach dem Ersten Weltkrieg, das Leben und Sterben im «Zigeunerlager» oder das Scheitern des sozialistischen Aufbaus in der DDR. Je nach Vorkenntnissen ist manches schon bekannt oder aber neu und interessant. Entscheidend ist, dass diese Kontextualisierungen nicht um ihrer selbst willen geschehen. Sie sind vielmehr von der Neugier des Historikers getrieben, der über damalige historische Wirklichkeiten – etwa die Arbeitsbedingungen von Heizern auf Hochseedampfern – mehr

erfahren möchte: weil es ihn zum einen grundsätzlich interessiert und weil er zum anderen hofft, dass dieser Zugewinn an Kenntnissen es ermöglicht, die variantenreichen Erzählungen über Diamanskis Leben auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen und plausible Erklärungen für sein Handeln zu entwickeln.

Heiko Haumann lässt das Publikum an diesem Rekonstruktions- und Reflexionsprozess teilnehmen. Dies ist für das an der Arbeit des Historikers interessierte Publikum genauso spannend wie die Darstellung der deutschen Katastrophe aus der lebensweltlichen Perspektive Diamanskis. Auch wer in Quellenkritik geübt ist, kommt mancherorts kaum aus dem Staunen heraus, und das kritische Bewusstsein gegenüber jeder Art von Dokumenten wird nachhaltig geschärft. Wer allerdings primär an der Erzählung und nicht an der Argumentation interessiert ist, dem dürfte die Lektüre angesichts der detailreichen Information, der offenbleibenden Fragen und der vielen Wendungen, welche die Rekonstruktionsarbeit nahm, nicht ganz leicht fallen. Heiko Haumann hat sich entschieden, Widersprüche und Lücken zu diskutieren und nicht zugunsten einer gradlinigen Narration verschwinden zu lassen. Damit ist seine Arbeit über Hermann Diamanski sowohl eine bewegende und historisch eindrücklich kontextualisierte Biographie als auch ein empfehlenswertes Lehrbuch über das Handwerk des Historikers geworden. *Gregor Spuhler, Zürich*

François Walter, **Hiver. Histoire d'une saison**, Paris: Payot, 2014, 464 pages.

Il fallait une certaine audace à François Walter pour choisir un sujet aussi vaste que l'hiver. S'il insiste en particulier sur «l'historicité du phénomène» (p. 351), on ne peut que l'approuver dans son choix de proposer un ouvrage nourri d'une bibliographie presque indisciplinée. Car nombre de sciences humaines ont leur place pour un tel objet d'étude et la pertinence de ce livre repose certainement sur la combinaison heureuse de références en histoire des représentations, histoire de l'art, histoire du climat, histoire des sciences, géographie, géoclimatologie, voire sociologie... Sommes-nous donc face à une histoire «totale» de l'hiver? Sans doute, car l'auteur part sur toutes les traces de cette saison, sans *a priori*, malgré une inscription dans l'histoire environnementale et culturelle (p. 12). Une ambition qui rejoint celle d'un Alain Corbin dans ses ouvrages, dont *Le soleil, la pluie et le vent. Histoire des sensibilités au temps qu'il fait* (Flammarion, 2013).

Cette ouverture disciplinaire n'est pas synonyme d'absence de délimitation du sujet ou d'argumentation défailante. Au contraire. L'introduction précise que cette étude du rapport des hommes à l'hiver portera sur l'Europe de l'ouest, sur la période 1650–1950 (plutôt 1550–1950 après lecture de l'ouvrage). Pour autant, les mentions de l'hiver dans l'Antiquité ou au Moyen-âge ne sont pas absentes car elles permettent d'éclairer substantiellement la façon dont les hommes percevaient l'hiver à partir du XVI^e siècle. En neuf chapitres (Où sont les hivers d'antan? Pourquoi l'hiver? Les grands hivers. Apprivoiser le temps. Empreintes. Résister. Supporter les épreuves. Vivre l'hiver. Figures de l'hiver) sont traités des sujets aussi divers que les fêtes, le déneigement, les guerres en hiver, le patinage, les souffrances liées au froid ou encore le «winter blues».

L'*Hiver* donc. Ou plutôt «les hivers» car comme le rappelle Martin de la Soudière, socio-ethnologue fer de lance des études sur l'hiver en sciences humaines avec le canadien Pierre Deffontaines, «à chacun son hiver» (p. 8). En fonction de la latitude, de l'altitude, de la richesse, des temps (historiques), l'hiver est vécu très différemment. Et c'est bien là une des autres richesses de ce livre: éviter les généralisations, mettre en lumière les modalités de l'«espace-temps» hivernal via

de très nombreux exemples (citations, peintures, faits climatiques...). C'est ainsi que François Walter s'inscrit en faux contre toute déterminisme environnemental (p. 156–157, p. 204–205, p. 220) car une saison n'existe pas indépendamment des hommes qui la vivent et la «construisent».

Ce livre parle précisément de ces moments où les hommes tissent de nouveaux rapports avec l'hiver, des moments charnières où cette saison se modifie dans les représentations. Il y a certes ce «changement de paradigme» au cours du XX^e siècle lorsque l'hiver devient ludique, où le ski transforme la neige en or blanc (p. 297). Mais aussi le XVII^e siècle qui voit les Hollandais peindre l'hiver à foison (p. 99–101).

A juste titre, François Walter rappelle que l'hiver a des bornes savamment construites (calendaires et climatologiques). Mais faire une histoire culturelle de l'hiver, est-ce parler de journées bruineuses et grisâtres *hivernales*? Pour François Walter, non, assurément. L'hiver, pour les hommes, correspond bien plus à des types de temps liés à des paysages. Trois principalement: le grand froid, les chutes de neige et le manteau neigeux. Or on aurait pu attendre de l'auteur une réflexion sur ces différentes conditions météorologiques de l'hiver. Pourquoi donc «c'est l'hiver» lorsqu'il neige vers 0° et pas lorsqu'il pleut? Pour qui? François Walter l'écrit pourtant avec justesse: «Au froid s'associent la pluie et l'obscurité. Dans bien des régions d'Europe, l'hiver se décline de cette manière» (p. 66). Or il parle très peu de ces petites pluies d'hiver, des coups de vent fréquents en Europe de l'Ouest, bref, de ces «hivers» assez doux... Et il apparaît que cette histoire culturelle de la saison hivernale est bien plus une histoire de l'hiver froid que de l'hiver météorologique.

Loin de moi l'idée de dire que ce choix n'est pas justifié, mais on aurait souhaité une réflexion plus aboutie sur ce qu'est véritablement l'hiver pour «nous». Les *Paysages d'hiver* des maîtres hollandais montrent inlassablement des froids secs où les cours d'eau sont gelés. Aucune représentation d'un hiver doux n'apparaît sous le nom d'«hiver». Caillebotte aurait-il qualifié de paysage hivernal sa fameuse peinture *Rue de Paris, temps de pluie*? Certainement pas alors que les deux bourgeois auraient pu se promener dans Paris en plein mois de janvier. Glaces et neiges ont les faveurs dans les hivers des peintres (et d'autres), mais ils ne sont les marqueurs visibles que de moments de cette saison.

Comment donc expliquer qu'«en Angleterre, en janvier 1662, un jeûne est ordonné «afin de prier pour un temps qui soit davantage *de saison*, car il y a depuis un moment un temps d'été» alors qu'on devrait être dans le froid» (p. 244)? Pourquoi attendons-«nous» un certain type d'hiver? Cette attente a-t-elle évolué dans l'histoire? Certains types d'hiver ont-ils été privilégiés ici ou là, hier ou aujourd'hui? L'histoire des sensibilités est très délicate à écrire pour une saison en adoptant aussi bien une approche thématique (retenue par François Walter) que chronologique.

La lecture du livre de François Walter nous met face à un objet d'étude qui s'avère *in fine* extrêmement difficile à définir (voir celle du géographe canadien Louis-Edmond Hamelin page 67). Par sa variabilité inter- et intra-annuelle, par la pluralité des acteurs et territoires concernés, l'hiver n'est chaque fois «ni tout à fait le même ni tout à fait un autre». Il incite à la lecture car comme l'écrivait Alfred de Vigny en 1822 «Qu'il est doux, qu'il est doux d'écouter des histoires, / des histoires du temps passé, / Quand les branches d'arbres sont noires, / Quand la neige est épaisse et charge un sol glacé!»

Alexis Metzger, Université Paris-1 Panthéon Sorbonne

